



VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzige Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 893 der Zeitungspreislifte für das Jahr 1890.)

Redaktion und Expedition: S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4 spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expeditionen: „Volksblatt“ Zimmer-Strasse 44.

Nr. 12.

Sonnabend, den 22. März 1890.

IV. Jahrgang.

Die Gewerbechiedsgerichte in Deutschland.
— Deutsche Industrielle über englische Arbeiterverhältnisse II. — Der Staat und die Kunst der Gegenwart. — Die sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten II. — Die schweizerischen Grütlivereine und der Arbeiterfeiertag. — Der Rücktritt des Fürsten Bismarck.

Vierter Klasse. Gedicht. — Existenzen von Mackay I. — Der Humor als Gesellschaftsretter. — Unser Wahlrecht. — Björnson's Monogamie und Polygamie.

Die Postabonnenten unseres Blattes

erinnern wir daran, ohne Säumen und vor Monatschluss ihr **Abonnement zu erneuern**, das sonst von der Post als erloschen betrachtet wird.

Post-Zeitungs-Katalog für 1890 Nr. 893.
Preis pro Vierteljahr Mk. 1,50 (bei Selbstabholung am Postschalter).
Durch Briefträger fr. ins Haus **Mk. 1,65** pro Vierteljahr.

Die Kreuzbandabonnenten

bitten wir, wo es irgend angeht, vom 1. April an direkt von der Postanstalt zu beziehen.

Die Bestellungen müssen möglichst bald, jedenfalls vor Monatschluss bewirkt werden und können bei allen Postanstalten des Reiches erfolgen.

Wo Kreuzband aus besonderen Gründen weiter gewünscht wird, erbitten wir umgehende Nachricht; sonst nehmen wir an, daß direkte Bestellung bei der Post erfolgt ist und senden daher vom 1. April ab nicht weiter.

Die Gesetzgebung und die Gewerbechiedsgerichte in Deutschland.

Da sich die Einrichtung von Gewerbechiedsgerichten auf Grund des § 120a der Reichsgewerbeordnung nur sehr wenig entwickelt hatte und Deutschland hierin gegen Frankreich ganz erheblich zurückstand, machte sich in der Arbeiterchaft eine drängende Unzufriedenheit geltend, der aber die Reichsregierung durchaus nicht ernstlich gerecht wurde, obgleich hier doch keine ernstlichen Schwierigkeiten zu überwinden oder so gar dunkle Punkte aufzuklären waren.

Man hatte doch in den gut arbeitenden Gewerbechiedsgerichten mehrerer Städte bereits erprobte Vorbilder¹⁾, auch hatten die Ortsstatuten, die den Einrichtungen zu Grunde lagen, sich im Allgemeinen bewährt. Diese Ortsstatuten zeigten erhebliche grundsätzliche Verschiedenheiten nicht, obgleich sie für Orte entworfen waren, die, sehr weit von einander räumlich getrennt, auch wirtschaftlich manche Verschiedenheiten aufweisen mußten. Es war also wohl der tatsächliche Beweis erbracht, daß eine annähernd einheitliche Regelung wohl möglich sei.

Einmal gemachter Versuch im Reiche und Reichstage war an einem für uns sehr unwesentlichen Punkt, an dem staatlichen Bestätigungsrechte der Gerichtsvorsitzenden geachtet und dann nicht wieder aufgenommen.

Als auf Anregung der sozialdemokratischen Stadtverordneten von Berlin auch für diese Stadt ein Ortsstatut wegen eines Gewerbechiedsgerichtes entworfen wurde, kam dieses zwar mit mehreren Ausstellungen und ohne die erbetene Bestätigung zurück, zugleich scheint die Sache aber doch dadurch in Fluß gekommen zu sein, denn bald darauf hörte man, daß dem Bundesrathe ein darauf bezüglicher Gesetzentwurf vorgelegt worden, der veröffentlicht wurde und dem neuen Reichstage wohl ohne Zweifel bald in seiner ersten Tagung zugehen wird.

Der Gesetzentwurf schließt sich im Allgemeinen dem bewährten Muster der schon bestehenden Schiedsgerichte an, die Einrichtung der Gewerbechiedsgerichte soll zwar in das Ermessen der Ortsbehörden gestellt werden, doch

kann die Landeszentralbehörde die Einrichtung anordnen.

Diese Bestimmung wird die Sache ohne Zweifel fördern, da die betreffenden gewerblichen Kreise sich an diese Behörden wenden und so die säumigen Ortsbehörden kräftig anregen können, die bis jetzt sehr wenig Eifer zeigten, Gewerbechiedsgerichte einzurichten.

Die sachliche Zuständigkeit des Gewerbechiedsgerichts soll ganz dem § 120a der R.-G.-O. entsprechen, wogegen nichts einzuwenden ist, doch ist es nicht abzusehen, warum diese Zuständigkeit auf gewisse Gewerbe und Fabrikbetriebe beschränkt werden soll, weshalb da Ausnahmen eingeführt werden sollen, die ohne Zweifel durch nichts gerechtfertigt werden können, als vielleicht durch den Wunsch einzelner Klassen von Gewerbetreibenden, ihren Arbeitern nicht die Wohlthat einer schnellen und billigen Rechtspflege zu sichern.

Wir wären im Gegenteil der Ansicht, daß die Zuständigkeit der Schiedsgerichte über möglichst weite Kreise auszudehnen und vor allem auch die kaufmännischen Angestellten mit einzubegreifen sind. In der französischen Kaufmannschaft zeigt sich hierfür eine lebhaftere Bewegung, und die deutschen kaufmännischen Angestellten sollten sich die Gelegenheit auch nicht entgehen lassen, sich über diese Sache mindestens zu äußern.

Die Wahlart, nach der die Beisitzer zum Schiedsgerichte gewählt werden sollen, scheint uns in dem Gesetzentwurf eine zu enge.

Erfüll müssen wir lebhaft beklagen, daß die weiblichen Arbeiter, die doch vor diesen Gerichten auch Recht nehmen müssen, von der Theilnahme an der Wahl ausgeschlossen sein sollen. Die weibliche Arbeitskraft spielt in der heutigen Industrie eine sehr hervorragende Rolle und es ist durchaus nur vorzuziehen, daß diese Rolle eine noch immer wichtigere werden wird. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, zu zeigen, wie die heutige Wirtschaftsweise die Frau immer mehr in die Oeffentlichkeit und das Erwerbsleben drängt, wie gegen diese Wucht der Thatfachen kleinliche spießbürgerlichen Einwendungen, die aus phyliströsen und veralteten Vorstellungen über den Beruf der Frau genommen sind, durchaus nichts ausrichten können, da sie die Thatfachen wegzuschaffen nicht in der Lage sind; wie die scharfe Konkurrenz, die die Frauenarbeit heute noch der Männerarbeit macht, niemals durch Behinderung oder Herabdrücken der Frau in ihrer Stellung als Arbeiterin, sondern nur durch die Hebung derselben zur vollen und unbedingten Gleichberechtigung gemindert und unschädlich gemacht werden kann: wir müssen aber aus diesem Grunde das Recht, zu wählen und gewählt zu werden, für die Frauen ganz in demselben Umfange beanspruchen, wie für die Männer.

Das für die Wahlberechtigung, sowie für die Wahlfähigkeit festgesetzte Alter von 25 bzw. 30 Jahren scheint uns zu hoch gegriffen. Die französische Regierung, wofür das Gesetz über die Conseils de prud'hommes dieselben Altersziffern verlangte, sieht sich heute veranlaßt, das Alter auf 21 Jahre für die Wähler und 25 Jahre für die zu Wählenden herabzusetzen. Wir sehen keinen Grund, warum bei uns nicht gleich das Alter der Wähler und zu Wählenden auf diese Zahlen herabgesetzt werden soll.

Die Zusammensetzung des Gerichtshofes aus der gleichen Zahl Arbeiter und Unternehmer, die beiderseits möglichst so ausgewählt werden, daß sie in den vorliegenden Streitfragen sachverständig sind, ist eine natürliche. Ob der Vorsitzende von der Staatsbehörde oder von der Ortsbehörde ernannt, bzw. bestätigt wird, ist für uns von nicht hervorragender grundsätzlicher Bedeutung. Wir haben das Recht, beiden Arten von Behörden dasselbe Vertrauen und dasselbe Mißtrauen entgegen zu bringen. Beide Arten von Behörden haben heute ohne Zweifel ausgesprochenen kapitalistischen Charakter, und vielleicht die städtischen Behörden noch schärfer ausgesprochen als die staatlichen. Dagegen steht freilich der Umstand, daß es den Arbeiterinteressen öfters leichter wird, sich den Gemeindebehörden beachtenswürdig und fühlbar zu

machen. Ob ein linksliberaler Bourgeois oder ein rechtsliberaler oder ein konservativer den Vorsitz am Schiedsgerichte führt, ist uns im großen und ganzen auch recht gleichgültig.

Einem Arbeitervertreter werden die heutigen Gemeindebehörden nicht zum Vorsitzenden des Schiedsgerichtes berufen.

Wir können also den Streit der liberalen Bourgeoisie mit der Regierung über das Bestätigungsrecht der Schiedsgerichtsvorsitzenden ziemlich ungerührt mit ansehen. Für uns sind die Wahlfragen von Wichtigkeit.

Das Verfahren vor dem Schiedsgerichte, wie es der Gesetzentwurf vorschreibt, bietet uns zu grundsätzlichen Erörterungen keine Veranlassung. Wir sind dafür, daß eine Vertretung der Parteien durch Rechts- oder „Links“-Anwälte ausgeschlossen, daß aber Vertretung durch Familienangehörige oder Kollegen der Arbeiter und durch Beamte der Unternehmer gestattet sein muß.

Auch sind wir dafür, daß die Entscheidungen der Gewerbechiedsgerichte endgültig sind.

Dem Abschnitte über das Einigungsamt bei Streitigkeiten über die Lohn- und Arbeitsbedingungen zwischen Arbeiter und Unternehmer legen wir eine größere Wichtigkeit nicht bei. So gut die Sache gemeint sein mag, sie wird sich in der Regel als unwirksam erweisen und kann sogar der Arbeiterfrage schädlich und gefährlich werden.

Nehmen wir das Beispiel, es handelt sich um eine grundsätzliche Verkürzung der Arbeitszeit. So gerecht und nothwendig diese Forderung der Arbeiter auch erscheint, so unerlässlich sie sein mag, den kapitalistisch denkenden Unternehmern wird sie in ganz anderem Lichte, in dem Lichte ihrer Kapitalinteressen, erscheinen. Sie stehen also geschlossen gegen die „sozialistische Forderung.“ Nun nehmen man an, daß unter den zugezogenen Arbeitervertretern sich eine Anzahl befindet, vielleicht nur einer oder zwei, die noch in manchesterlichen Anschauungen befangen sind, so ist ein Spruch der Einigungsämter gegen die Ansprüche der Arbeiter, mögen sie auch noch so berechtigt sein, vorhanden. Solche manchesterliche Arbeiter giebt es unter Werkmeistern und in einigen wenigen besser gestellten Gewerben ja noch eine kleine Zahl und sie haben öfters noch vielen Einfluß durch ihre Stellung.

Die Arbeiter brauchen freilich den Schiedspruch nicht anzunehmen, das ist richtig, er würde aber als ein moralischer Druck auf ihre Bestrebungen ausgenutzt werden. Fällt solch ein Schiedspruch aber für den Arbeiter günstig aus, so würde doch nur die tatsächliche Machtfrage entscheiden, ob die Unternehmer ihn anerkennen.

Eine unerlässliche Bedingung dafür ist, daß in Bezug auf Lohn- und Arbeitsbedingungen Gerechtigkeit herrscht, ist die bedingungslose Herstellung der gesetzlichen Gleichberechtigung der Arbeiter. Ihnen dürfen Organisationen nicht verwehrt werden, die für die Unternehmer behördlicherseits gefordert wurden; die Arbeiter müssen in Bezug auf § 152 und 153 der R.-G.-O., sowie in Bezug auf das Bereinigungs- und Versammlungsrecht mit demselben, genau und ganz mit demselben Maß gemessen werden als die Unternehmer. Nur wenn sich hierdurch auf beiden Seiten ganz gleichwertige und gleichmächtige Organisationen werden hergestellt haben, dann wird von der Thätigkeit eines „Einigungsamtes“ ernstlich die Rede sein können. Bis dahin können die Einigungsämter zwar manchmal in Kleinigkeiten vielleicht einen Nutzen haben, im Großen müssen sie werth- und wirkungslos sein, weil der eine Theil sich bei seiner schrankenlosen und willkürlichen Ausbeutung der Arbeitskraft durch die Behörden, die ihm alle Freiheiten lassen, gestützt, der andere Theil sich in seiner Vertheidigung durch Polizeiwillkür und unerhörte Gesetzesauslegungen in ungerechter Art beschränkt fühlt.

Das ist der springende Punkt: die gesetzliche Gleichberechtigung der Arbeiter, kann diese nicht gegeben werden, dann muß der Arbeiter in allem anderen, was ihm geboten wird, nur Fallstricke finden, die ihn noch tiefer verstricken sollen. Er muß jede Maßregel mit Miß-

¹⁾ Vergl. den Artikel in Nr. 10 der „Volks-Tribüne“.

trauen betrachten, weil er sich sagt: „Meine gesetzliche Gleichberechtigung giebt man mir nicht, man will mich also unterdrücken. Man wird daher, wo man es nur kann, mir Schlingen legen, um mir meine knappen gesetzlichen Rechte noch mehr zu beschneiden. Das Schreien gegen das Koalitionsrecht vor wenigen Monaten hat uns gezeigt, was man plant, also wollen wir mit höchstem Mißtrauen die gebotenen Gesetze prüfen.“

Der Arbeiter hat ein sehr gutes Recht, wenn er so spricht.

Englische Arbeiterverhältnisse in deutsch-kapitalistischer Beleuchtung.

II.

Wie der alte Tradesunionismus von der Kommission der deutschen „Industrievertreter“ abgethan wurde, haben wir bereits gesehen; aber auch der neue Tradesunionismus entgeht diesem Schicksal nicht. Und dies um so weniger als der letztere zufällig die Handhabe bietet, sich von oberflächlichen Leuten leicht mit dem Sozialismus identifizieren zu lassen. Sozialismus aber ist ein Wort, das den ruhigen Bürger sicher schreckt und auf seine Gänsehaut stets die gewünschte Wirkung hervorbringt. Damit ist der Zweck, welchen der Kommissionsbericht verfolgt, vollkommen erfüllt.

Es ist hier daran zu erinnern, daß die Arbeiterbewegung in England, insbesondere aber die Gewerkschaftsbewegung im vergangenen Jahre einen gewaltigen Aufschwung genommen hat. Nicht allein, daß in die alten Trade Unions ein neues Leben gekommen ist, indem unter anderem namentlich der obligatorische Achtstundentag unter ihnen viele neue Anhänger gewonnen hat, sondern das Jahr 1889 zeitigte auch eine ganz neue Erscheinung in der englischen Arbeiterbewegung: die Organisation der unskilled men, der ungelerten Arbeiter, in großen Unions, welche an Mitgliederzahl in wenigen Wochen die größten der bestehenden Unions übertrafen. Diese Erscheinung ist als ein bedeutender Fortschritt in der englischen Arbeiterbewegung anzusehen.

Damit war die bisherige Exklusivität der alten Trade Unions gebrochen, und andererseits stellten sich dieselben ganz offen auf die Seite der neuen. Ferner sind die letzteren der Hauptanwalt der Forderung des Achtstundentages.

Welche große praktische Bedeutung diese Forderung infolge dessen bereits erlangt hat, das beweisen die letzten Nachwahlen zum englischen Unterhaus, da die Arbeiter beschlossen hatten, die Frage des Achtstundentages zu einer „test question“ für sämtliche Wahlen zu machen. Erst kürzlich bei den Wahlen in Partick (Schottland) und North St. Pancras (London) ist dies deutlich hervorgetreten. Ganz unzweifelhaft hat der Liberale Bolton in St. Pancras den Konservativen nur mit Hilfe der Arbeiterstimmen verdrängt, da er sich ausdrücklich verpflichtet hatte, im Parlament für den Achtstundentag einzutreten. In diesen Erfolgen hat der neue Tradesunionismus einen wesentlichen Antheil.

Nach Herrn Dr. Beumer aber bedeutet die neueste Phase des Tradesunionismus nichts anderes als eine Verschmelzung des Tradesunionismus mit dem Sozialismus. „Den Anstoß dazu“, sagt der Bericht S. 32, „hat der Ausstand der Dockarbeiter in London gegeben. Bei dieser Gelegenheit ist aufs Neue der Vorwurf gegen die Trade Unions hervorgetreten, daß sie nur gelernte Arbeiter aufnahmen, daß sie bei sämtlichen Lohn erhöhungen alles für sich in Anspruch genommen hätten und daß für die theilweise bei den gelernten Arbeitern in Lohn stehenden unskilled men nichts abgefallen sei. Das Ziel der industriellen Bewegung müsse aber die Hebung aller Arbeiterkreise sein. Das gehe nur an, wenn man beide Ströme, den Tradesunionismus und den Sozialismus vereinige. Und es ist charakteristisch, daß der Führer dieser neuen Bewegung, der Sozialdemokrat John Burns in London, Mitglied einer der bedeutendsten Trade Unions, nämlich der Amalgamated Engineers (der Vereinigten Maschinenbauer) ist.“

In unseren Augen ist der Sozialismus allerdings kein Verbrechen, aber was der Tradesunionismus, selbst der „neue“, mit dem Sozialismus zu thun haben sollte, ist uns schlechterdings unerfindlich. Daß Burns und andere Organisatoren persönlich überzeugte Sozialisten sind, ist mehr oder weniger Zufall und für die von den Trade Unions angestrebten Ziele vollkommen belanglos. Die Unions haben sich daher auch keineswegs offiziell als sozialistisch proklamirt. Welche besondere politische Ansicht jedes einzelne Mitglied hegt, darum kümmern sie sich als solche durchaus nicht. Ihr nächster Zweck ist eben die Erringung möglichst günstiger Arbeitsbedingungen, also vornehmlich möglichst hoher Lohn und möglichst kurze Arbeitszeit. Es sollte dem Herrn Dr. Beumer und Genossen schwer werden, nachzuweisen, daß die neuen Unions irgendwo mit sozialistischen Forderungen hervorgetreten wären. Wenn man freilich, wie Herr Fabrikbesitzer Caron, der sich der Kommission zugesellt hatte, bei der Berichterstattung an die Vereine als Sozialismus geistreich jede Nachtverschiebung nach links“ definiert, dann läßt sich überall der Sozialismus herauskonstruieren. Das ist dem Zeitalter des Régime Putzamer durchaus angemessen. Zu dessen glänzendsten Errungenschaften gehörte es bekanntlich auch, daß den Arbeitern die geringste gewerkschaftliche Regung und Lohnbewegung gewaltsam unmöglich gemacht wurde, weil dahinter verschleiert — „die Hydra der sozialen Revolution ihr Haupt erhebe.“

Ganz so weit ist man in England allerdings noch nicht. Die Kommission beklagt sich daher auch fortgesetzt darüber, daß man in England bei den Arbeitgebern für die gefährlichen Ziele der internationalen Sozialdemokratie gar kein Verständnis fände.

Was übrigens den Vorwurf anbelangt, auf welchen die Kommission hinweist, „daß die Trade Unions bei sämtlichen Lohn erhöhungen alles für sich in Anspruch genommen hätten, und daß für die theilweise bei den gelernten Arbeitern in Lohn stehenden unskilled men nichts abgefallen sei“, so ist zu bemerken, daß diese „Arbeiter“ wohl in der Form der Unions organisiert sind, daß sie aber meist nichts weniger als „Arbeiter“, sondern vielmehr Zwischenausbeuter sind, denen mit immer mehr Erfolg zu Leibe gegangen wird. So z. B. auf den Docks und den Schiffswerften. In den Londoner Docks sind sie durch den großen Streik bereits beseitigt.

Sehr richtig stellt der Bericht die Hebung aller Arbeiterkreise als das Ziel der Trade-Union-Bewegung hin. Nichts aber ist falscher als die Behauptung, die neueste Phase des Tradesunionismus sei unter der ausgesprochenen Absicht, dem sozialdemokratischen Prinzip zum Siege zu verhelfen, ins Leben getreten. Die Kommission weiß dies auch nicht anders darzutun, als daß sie wieder und immer wieder den „sozialdemokratischen“ John Burns ins Treffen führt, den sie als den Macher der ganzen neuen Bewegung hinstellt. „Burns, der englische Sozialist par excellence, ist der Erfinder und Ingegnieur dieser neuesten Erscheinung des Unionismus“, heißt es Seite 62 des Berichtes.

Der Bericht bemüht sich dann, aus den verschiedenen Anzeichen, welche auf ein Vorwärtsschreiten der sozialistischen Bewegung in England deuten, einen Rückschluß auf die sozialdemokratische Gesinnung der Unions als Ganzes zu machen. Die Kommission setzt alle Hebel in Bewegung, um die Trade Unions als den Anfang einer gewerkschaftlich organisierten und sozialdemokratischen Partei erscheinen zu lassen. Sie zitiert aus dem „Labour Elector“ folgende Stelle eines Artikels von Cunninghams Graham: „Weber Freihandel nach Schutzzoll kann die arbeitenden Klassen eines Landes beeinflussen, während sie geknechtet bleiben von den kapitalistischen Klassen. Wie wir jetzt den Freihandel haben, ist es einfach ein internationales Auswähigungssystem zum Nutzen der kapitalistischen Klassen.“

Schließlich kommt der Verfasser zu dem Resultat, daß es das Richtige sei, den Freihandel zu wählen, als being the most destructive, als das beste Zerstörungsmittel.“

Sie zitiert aus einem Flugblatt der „National Labour Union“ folgenden Passus: „Wir appellieren an Sie, sich mit uns zu verbinden eingedenk des Wortes: Einigkeit macht stark! um dadurch vorbereitet zu sein für den ernstlichen Kampf, welcher in kurzem Platz greifen muß zwischen Kapital und Arbeit.“ Ferner, muß die Trade Union der Londoner Seher nicht weniger als drei Mal (Seite 12, 32 und 45 des Berichtes) als das drohende Gespenst einer in der Mehrzahl ihrer Mitglieder sozialdemokratisch gesinnten Gewerkschaft aufmarschieren, welche noch vor kaum drei Jahren durchaus konservativ war.

„Schon Mr. Burnett, der ruhig und klar urtheilende Labour Correspondent im Board of Trade, ein wie Sie aus der Druckschrift gesehen haben werden, sehr warmer Anhänger der Trade Unions, bezeichnet uns die Ansicht, daß die Sozialdemokratie im kontinentalen Sinne in England noch nicht eingedrungen sei, als optimistisch und demgemäß den Thatsachen nicht entsprechend. Er gab zu, daß wirkliche sozialdemokratische Führer mit einem gewissen Anhang in England vorhanden seien; Sozialdemokraten gebe es in allen Trade Unions, wenn auch vorläufig in geringer Zahl. Auch in den Trade Unions als solchen, fügte Mr. Burnett hinzu, sei jetzt schon eine gewisse Hinneigung zur Sozialdemokratie vorhanden.“ (Seite 45.)

Dies und noch verschiedenes andere wird von Herrn Dr. Beumer und Genossen angeführt, um die Trade Unions in einem möglichst grauenhaften Lichte erscheinen zu lassen. Aber alles dies trifft die Unions als solche nicht. Keinem Menschen wird es einfallen, bestreiten zu wollen, daß die sozialistische Bewegung endlich in England feste Wurzel gefaßt hat. Die Kommission indessen möchte es gern so hinstellen, als wenn der Sozialismus notwendigerweise im Gefolge des Tradesunionismus komme. Das ist natürlich grundfalsch. Beide sind so heterogene, getrennte Dinge, wie nur irgend möglich. Der Tradesunionismus stand in England bereits Dutzenden in Blüthe, als man den Sozialismus dort noch kaum dem Namen nach kannte. Jetzt, nachdem der europäische Kontinent und Amerika Englands industrielle Entwicklung eingeholt haben, das Industriemonopol jenes Landes also gebrochen zu werden beginnt, fängt auch der Sozialismus an, sich in England einzubürgern. Kurz und gut, die Existenz des Sozialismus in einem Lande hängt von seinen wirtschaftlichen Umständen ab. Weber der alte noch der neue Tradesunionismus, weder Broadhurst noch Burns sind also an dem Vorwärtsschreiten der sozialistischen Bewegung in England schuld.

Speziell bei Herrn Caron tritt das Bestreben hervor, die neugegründeten oder noch in der Bildung begriffenen Trade Unions als rein sozialistische Organisationen zu kennzeichnen. Aber auch die alten Trade Unions sind nach seiner Ansicht rein sozialistisch. Zunächst giebt er nämlich vom Sozialismus eine wahrhaft klassische Definition, die wir unseren Lesern, die gern einmal herzlich lachen, nicht vorenthalten wollen:

„Ich nenne diejenigen Bestrebungen der arbeitenden Klassen sozialistisch, welche sich darauf richten, das Schwergewicht des wirtschaftlichen Lebens von der Seite des Kapitals soweit nach links herüberzuschieben, daß der aus-

schlaggebende Schwerpunkt, das Uebergewicht, mit einem Worte: die Macht, aufseiten der arbeitenden Klassen liegt.“ Nach dieser schönen Erklärung fährt er moralisch entzückt fort:

„Daß das ein unsinniges und absolut unberechtigtes Bestreben und Beginnen ist, wenn die arbeitenden Klassen durch den Druck ihrer Zahl verdrängen, diejenige führende Stellung zu erlangen, welche unbedingt und zu allen Zeiten dem Kapital gebührt, weil das Kapital allein im wirtschaftlichen Leben Mißthäter (der reine Schulze-Deitsch, b. D.), das brauche ich nicht auszuführen. Also in diesem Sinne sind die alten Unions genau so sozialistisch wie die neuen und in der Bildung begriffenen; nur sind dieselben bisher im Ganzen mit Mäßigkeit vorgegangen. Sie wollen die Verschiebung zu ihren Gunsten nicht gewaltsam und plötzlich herbeiführen; sie wollen die Henne nicht schlachten, von der sie sich noch viele goldene Eier versprechen. Ob das so bleiben wird, ob nicht mit der Zeit der Geist der direkten Feindschaft gegen das Kapital ebenso gut auch hier Platz greifen wird, wie er in den neu gebildeten oder sich bildenden Unions Platz gegriffen hat, darüber kann niemand mit Sicherheit urtheilen. Eine gewisse Zeit gehört dazu, denn die jetzigen Arbeiterführer sind offenbar nicht gewillt, ein System zu verlassen, welches sie selbst groß gemacht hat. Wesentlich wird das Verhalten der alten Unions meines Erachtens beeinflusst werden von dem weiteren Verhalten, der weiteren Entwicklung und den Erfolgen dieser neuen Unions, und danach werden sie ihre Stellung gegenüber dem Kapital einrichten.“

Welch ein Aufwand von Worten hier nöthig ist, um schließlich mit Hilfe der preussischen Polizeilogik glücklich herauszufinden, daß hinter jeder unscheinbaren, noch so berechtigten Regung der Arbeiterklasse die Hydra der sozialen Revolution steckt.

Hiernach kann man schon voraussehen, welcher Art die Augenwendung ist, welche die Kommission aus ihren in England gemachten „Erfahrungen“ für die Behandlung der deutschen Arbeiterverhältnisse herleitet.

Der Staat und die Kunst der Gegenwart. 1)

Von Arno Holz.

Wenn auf einen alten Thron ein junger Herrscher steigt, so beginnt, sagt man, eine neue Aera. Hoffnungen, die längst weck geworden, werden wieder blühend, Wünsche, die längst schlafen gegangen waren, erwachen wieder, die alten bösen Träume der letzten Nacht scheinen wie verweht vor der aufgehenden Sonne.

Ein millionenteuher Jubel begrüßt sie!

Kopf an Kopf steht die Menge da und betrachtet gläubig das Wunder. Herzen schlagen, Augen füllen sich mit Thränen, Hände falten sich: wie warm, wie golden, wie schön! Und erst alle die Ahnungen, die heimlichen Ahnungen! Ihre Strahlen brennen sie uns in die Seele, und wir sind zu schwach, wir fühlen uns zu klein vor all der Herrlichkeit, zu erbärmlich, um ihre Verheißungen nicht in uns aufgehen zu lassen. Die letzten Kreuze scheinen gebrochen, die letzten Schierlingsbecher geleert, die Zeiten sich erfüllt zu haben. Bis plötzlich die schöne Scheibe sich wieder verfinstert, der Himmel wieder aschgrau wie vor dem über uns hängt, und ein ehrlicher Platzregen uns sadgröb nach Hause schickt; nach Hause zu Muttern, wo auf dem Herde schon die Knödel brodeln und in der Ecke hinterm Sopha die lange Pfeife ihre bunten Troddeln hängen läßt.

Das geschieht freilich nicht immer so, aber doch oft. Auch bei uns ist vor kurzem auf einen alten Thron ein junger Herrscher gestiegen, und auch bei uns hofft man nun auf eine neue Aera!

Wird sie eintreten? Wird der Tag, an dessen Morgen wir stehen, ein sonniger werden? Die einen, die ihrer viele sind, prophezeien es, die anderen, die ihrer wenige sind, schweigen und runzeln die Stirnen. Thatsache ist es, daß wir das rothe Rund noch unversehrt am Himmel sehn, und die ersten Tropfen noch niemand auf die Nase gefallen sind. Also: Qui vivra, verria! (Wer lebt, wird sehen!)

Unter den Hoffnungen aber, die unterdeß laut geworden, unter den Ahnungen, die sich geregt haben, intereffiert uns hier eine. Nämlich jene, die von der neuen Regierung auch eine neue Kunst hofft.

Eine neue Kunst! Wer hoffte sie nicht?! Aber was der Regierung?

Ja, von der Regierung! Es sind Leute unter und aufgeschanden, sonderbare Schwärmer, Käuze, Broschürenschreiber, die sich lärmend an sie herandrängen und von ihr die Verwirklichung unserer Ideale fordern. Unserer! Nein, ihrer! Denn das Leitmotiv, das durch alle ihre Vitaneien klingt, ist uns tief zuwider. Es riecht uns nach Fäulnis und Decadence und ist antimodern bis in seine letzte Note. Es lautet: unterstützt uns, unterstützt uns, unterstützt uns!

Gottseidank ist die Gruppe, die nach dieser Ehre geizt, eine kleine. Aber sie weiß, daß sie Ellenbogen hat, und lenkt keine Rücksichten auf ihre Lunge. Ihre Geschosse gleichen den Stinktöpfen der chinesischen Seeräuber und die Frackschöße ihrer Mitbürger sind ihr nicht heilig. Ihre Fanfaronaden könnten im Publikum leicht die Meinung aufkommen lassen, als repräsentire sie die gesammte Jugend; oder doch zum mindesten die „junge Generation“.

Nun, wir gehören auch zu dieser, und wir finden keinen Ausdruck zu scharf, keine Wendung zu energisch, um gegen eine derartige Auffassung Front zu machen. Was wir von der Regierung verlangen und auch wohl mit gutem Gewissen verlangen dürfen, ist nicht, daß sie uns unterstützt, ist nicht, daß sie uns Almosen in den Schoß wirft, sondern, daß sie uns einfach unser Recht zukommen läßt. Nichts weiter. Unser Recht, daß es

1) Wir entnehmen diesen Ausruf, der eine unumwundene Aussage eines angehenden, aber unabhängigen Künstlers an den heutigen Staat enthält, der Wochenschrift „Freie Bühne für modernes Leben“. Berlin, S. Fischer.

Literatur-Konventionen besteht, die uns bis heute in der unverantwortlichsten Weise vorenthalten wurden, unser Recht, dem das derzeitige Preßgesetz, dessen einzelne Paragraphen ja oft noch geradezu als Vorurtheilsfurchen gelten, nicht gemäß ist, unser Recht, unsere Bilder in die Ausstellungen zu hängen, auch wenn ein hochloblicher Senat sie nicht nach seiner Schablone findet, und schließlich unser Recht, die Gesamtheit unseres Volkes, und nicht wie bisher die bürokratische Willkür einzelner, auch über unsere Bücher, Stücke und Statuen entscheiden zu lassen. Mit einem Wort: wir wollen das alte Gängelband, an dem die Regierung die Kunst noch immer hält, nicht noch fester geschnürt wissen, sondern im Gegentheil gelockert, gelockert, und wenn möglich, ganz zerstückt. Wir sehnen uns endlich danach, endlich auf unseren Beinen zu stehen!

Bei dieser Entschiedenheit, mit der wir, durch die Thatfachen dazu gezwungen, unseren Forderungen zum Ausdruck verhelfen müssen, wollen wir durchaus nicht etwa vorhandenen, wohlmeinenden Absichten der Regierung doctrinär in die Rücken drehen. Aber auch die wohlmeinendsten Absichten können eben anstatt Heil nur Unheil anrichten, wenn sie sich anstehen, mit derben Fingern in jenen geheimnisvollen, trillionenadrigen Organismus zu greifen, den ein altes, ehrliches Wort so schön den „natürlichen Verlauf der Dinge“ nennt. Und dieser und niemand anders ist es, der die Gefunden liegen läßt über die Kranken, die Großen über die Kleinen und die Starken über die Schwachen. Das Gesetz der natürlichen Zuchtwahl herrscht unerbittlich auch in der Kunst. „Les sables meurent les reins cassés, c'est la loi!“ Wenn die Luft seiner Epoche den Athem benimmt, der ihm und nur einen Gefallen, wenn er an ihr erstickt. Die Kunst ist kein Spital für Asthmatische. Sie ist die große Welt der Gefunden, und wer fühlt, daß er auf Krücken und Lathwegen nicht verzichten darf, der mag nur immer hübsch daheim in seiner Oefencke bleiben und auf die Musik Acht geben, die die Bratäpfel machen. Ihn in Watten verpackt in den Sonnenschein setzen, heißt an diesem den Grabwürdigen nur die Freude verderben. Wir haben oben schon ein Wort von Zola zitiert, ist noch eins nöthig? Hier ist es: „L'idée d'un encouragement général fait sourire“ (Der Gedanke an eine öffentliche Unterstützung ist zum Lachen.) Und hier gleich noch eins: „La liberté, voilà tout ce qu'un gouvernement nous peut donner“ (Freie Bewegung, das ist alles, was eine Regierung uns geben kann.) Und das sagt ein Franzose, also ein Mann, in dessen Gemeinwesen, wenn überhaupt irgendwo, die Theorie einer staatlichen Kunstunterstützung bereits Praxis geworden ist!

Man gebe sich doch keinen Illusionen hin! Man stelle sich doch die Tragikomödie nur einmal vor! Jenen Märtyrern soll also wirklich der Wille erfüllt werden, und Herr von Gohler, in dessen redlichste Gesinnungen wir selbstverständlich auch nicht das geringste Tüpfelchen von Zweifel sehen, eines schönen Tages, eine oder sagen wir auch zwei Millionen in der Tasche, an die berühmten „Unterstützungen“ gehen. Was sich dann ereignen würde, ist uns schwer voranzusehen. Die Tellerlecker würden antichambrieren, und die anständigen Leute zu Hause bleiben. Die einzelnen Akte dieser rührenden „Familienkatastrophe“ anzudeuten, erlassen wir uns natürlich. Die ganze Farce würde schließen mit einem Bilde, das verdiente bengalisch beleuchtet zu werden, und als dessen Titel wir uns erlauben möchten schon heute in Vorschlag zu bringen: „Die Apothese der Mittelmäßigkeit!“

Auf Namen verzichten wir. Wir kämpfen nicht gegen Personen, sondern gegen Sachen. Die Personen als solche sind uns höchst gleichgültig.

Man wende uns nicht ein, daß der Staat doch „alljährlich für die Kunst viel thut“, und also auch wohl der Wunsch kein so absurder sein kann, er möge „noch mehr für sie thun.“ Wer hat denn die Voraussetzung dieser Folgerung schon jemals bewiesen? Auf keinen Fall das Thatfachenmaterial! Denn das ist unhöflich genug, genau das Gegenteil zu beweisen! Nämlich, daß der Staat für die Kunst gar nichts thun kann! Er kann höchstens etwas gegen sie thun! Und das thut er denn auch! Und zwar gründlich!

„Aber die Königlichen Museen“, hören wir hier erstaunt ausrufen, „die Königlichen Theater, und dann, um Gottes Willen, der große Schillerpreis?“

Schön! Also zuerst die Museen. Niemand kann sie weniger für überflüssig halten, als gerade wir. Wir erkennen rückhaltlos an: sie sind eine Wohlthat; und sogar eine große. Ein Privatmann konnte sie uns nicht bauen, der Staat, der es gethan, hat sich in der That damit ein Verdienst erworben. Aber um die Kunst? Nicht im mindesten! Nur um deren Wissenschaft! Ein Museum ist nichts weiter als ein Naturalienkabinet. Nur daß es dem Studium, statt ausgestopfter Reptilien, mikroskopischer Präparate und Versteinerungen aus der Tertiärzeit, griechische Marmorleiber, mit Farben bedeckte Leinwandstücke und etruskische Vasen liefert. Nicht die Entwicklung der Kunst fördert es, sondern nur das Begreifen dieser Entwicklung. Ja, für diese selber kann sich eine allzu große Anzahl derartiger Institute sogar nur als hemmend erweisen. Sie drängen dem Laien, der sie häufig besucht, die inzwischen längst überholten Formen und Formeln der Vergangenheit, die sie so systematisch in einander geschachtelt haben, nur allzu leicht als unsterbliche Muster auf und pflöpfen so sein Hirn, dessen Aufnahmefähigkeit ja nur eine begrenzte ist, derartig an mit „Gewesenem“, daß seine ganze Jugend damit verdrängt hat, in den Museen die alte Dunkelmalerei zu bewundern, wird in seinem Alter

nur selten die genügende Elastizität besitzen, die neue Hellmalerei zu kapieren. Nein, weit entfernt der Kunst zu nähern, ist der übertriebene Kult ihrer Vergangenheit, repräsentirt durch die Museen, vielmehr nur allzufehr dazu geeignet, ihr zu schaden. Verdienstlicher, als ihren Todten Hymnen zu leiern, ist es, ihren Lebenden keine Steine in den Weg zu legen. Und jedes Museum ist eine Sammlung von solchen.

Kommen jetzt die Königlichen Theater an die Reihe! Daß ihr Zustand heute ein lässlicher ist, ist ein offenes Geheimniß. Weshwegen? Etwas weil ihre Leiter Intendanten sind? Nicht Fachmänner, sondern Hofmänner? Kaum! Wir meinen, die Gründe liegen tiefer. Uns scheint, als paßte die ganze Hoftheaterwirtschaft einfach gar nicht mehr in unsere Zeit; als wäre sie das letzte Ueberbleibsel einer längst zu Grabe getragenen Epoche; nämlich jener, in der der Puder säubte und die Kronen noch patriarchalisch auf Perrücken saßen. Die französische Revolution hat zwar seitdem mit vielem ausgeräumt, aber doch noch nicht mit allem: die Hoftheater existiren noch. Aber ihre Existenz ist eine blutlose, sie sind gewissermaßen ihre eigenen Gespenster geworden. Wir meinen, und wenn man heute an Stelle des Herrn Volke von Hochberg auch Gotthold Ephraim Lessing selber zum Generalintendanten machte — es würde doch nichts dabei herauskommen. Denn der Geist, dem auch er sich unterwerfen müßte — vorausgesetzt natürlich, daß er es nicht vorzöge, sich auf die bekannten Gesundheitsrückichten zu berufen — ist eben nicht der, der durch unser Jahrhundert weht. Dagegen würde er ihn wahrscheinlich lebhaft an sein einträges, eigenes erinnern, das unser derzeitiger Geschichtsunterricht, wie männiglich bekannt, das Jahrhundert des „aufgeklärten Despotismus“ nennt. Und mit diesem läßt sich nun einmal heute nicht mehr regieren. Weder vor, noch hinter den Coulissen. Nur hinterdreinhinken. Und das thun denn auch, wie gesagt, unsere Hoftheater nach Kräften. Daß sie „der Kunst helfen“ — wer wollte das ernsthaft behaupten? Wenn die sich nicht von selber hilft, sie werden ihr sicher nicht helfen. Sie vermögen nur eins zu thun mit ihrem Golde: ihr zu schaden! Denn angenommen, unsere Hofbühnen würden, dank einer verzeihlichen Unterstützung, durch die Großartigkeit ihrer Lokalitäten, durch die Gediegenheit ihrer Ausstattungen, ja selbst durch die denkbar tadelloste Zusammensetzung ihres schauspielerischen Personals wirklich wieder künstlich in den Mittelpunkt unseres Interesses gerückt sein, würden dann auch die dichterischen Genies davon profitieren? Nein, nur wieder die Talente! Die Willenbruchs würden dann nur noch mehr bejubelt werden, und die Ibsen hätten dann auf die endlichen Aufstufungen ihrer Meerfrauen nur noch länger zu warten. Wahrscheinlich bis zu ihrem jedesmaligen Tode. . . . Nein, was man auch ins Treffen führen mag, es läßt sich geradezu als Axiom hinstellen: jede staatliche Unterstützung, und gebe sie sich auch unter welcher Form sie wolle, kommt in der Kunst immer nur der Mittelmäßigkeit zu gut!

Uns nun auch noch über den großen Schillerpreis zu ergehen, erläßt man uns jetzt wohl? Noch ein Duzend von solchen Preisen, und das neue deutsche Drama könnte getrost sein Testament machen! Ein besseres Hausmittelchen es glücklich wieder todt zu kriegen, gäbe es gar nicht. Hoffentlich macht man von ihm keinen Gebrauch.

Uebrigens worauf jene Leute nicht alles gekommen sind! Hatte doch einer sogar den Vorschlag gemacht, man möge agitiren, daß auf Bücher anderer als inländischer Autoren eine Stempelsteuer gelegt würde. „Eines Tages sah Alexander der Große zu Athen einen Bettler in der Sonne liegen, der seiner nicht im geringsten zu achten schien. Es war Diogenes. Berwundert über seinen Gleichmuth, ließ der König sich mit ihm in ein Gespräch ein und gewährte ihm zuletzt die Erlaubniß, sich eine Gnade auszubitten. „Ich brauche nichts“, antwortete Diogenes, „aber wenn Du mir wirklich einen Gefallen thun willst, dann, bitte, sei so gut und geh mir ein wenig aus der Sonne!“

Und genau so sprechen auch wir, angeführt der heutigen Unterstützungstrage zu der neuen Regierung: „Wir brauchen nichts. Aber wenn Du uns wirklich einen Gefallen thun willst, dann, bitte, sei so gut und geh uns ein wenig aus der Sonne!“

II.

Biographische Mittheilungen über die jetzt gewählten sozialdemokratischen Abgeordneten.

Birk, Georg, Gattwirth, München. Geb. 15. Oktober 1839 in Hinterbach bei Rempten. Besuchte die Volksschule und erlernte das Metzgerhandwerk, bereiste Deutschland, Oesterreich und Schweden. Hatte im Jahre 1887 eine dreimonatliche Gefängnißstrafe wegen Vergehens wider das Sozialistengesetz zu verbüßen. Mit Dollmar Herausgeber der „Münchener Post.“ Vertreter von München I. im Reichstoge.

Bruhns, J. A. Friedrich, Cigarrenfabrikant in Bremen. Geb. 15. August 1860 zu Altona. (Evang.) Besuchte daselbst die Volksschule und lernte dann als Cigarrenarbeiter. Wurde im Jahre 1881, kaum 21 Jahre alt, von Hamburg-Altona ausgewiesen und überfuhrte nach kurzem Aufenthalt in Harburg a. d. Elbe, nach Bremen, woselbst er in seinem Gewerbe thätig war. Im Jahre 1888 ward er Redakteur der sozialistischen „Bremser Volkszeitung“,

erlitt als solcher wegen Vergehens eine dreimonatliche Gefängnißstrafe und ward beim sozialistengesetzlichen Verbot des Blattes von der Polizeidirektion in Bremen auf Grund des § 3 des Sozialistengesetzes aus dem bremischen Staate ausgewiesen, welche Maßregel auf eingelegte Verträge vom bremischen Senate jedoch wieder zurückgenommen werden mußte. Gründete alsdann ein Cigarrengeschäft. Wahlkreis: Bremen.

Dreesbach, August. Geb. 13. August 1844 in Düsseldorf. (Freireligiös.) Besuchte die Volksschule, erlernte das Schneiderhandwerk, bereiste 1864 und 1866 Süddeutschland und Oesterreich. Trat 1868 als Mitglied in den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein. Von 1873 bis 1878 als Agitator des Allg. Deutschen Arbeitervereins resp. der sozialdemokratischen Partei im Rheinland, in der Pfalz, in Baden, Württemberg, Bremen, Thüringen und Kassel thätig. 1877 und 1878 als Redakteur des „Pfälzisch-Badischen Volksblatt“ in Mannheim. Nach Erlaß des Sozialistengesetzes Speisereihändler in Mannheim und seit 1886 Inhaber einer Tabak- und Cigarrenhandlung daselbst. Von 1881 bis 1884 Stadtverordneter und von 1884 bis heute Stadtrath in Mannheim. 1874 in Stuttgart 6 Wochen in Untersuchungshaft wegen Majestätsbeleidigung. Das Verfahren wurde eingestellt. 1875 in Gießen wegen Vergehens gegen § 131 des Strafgesetzbuches zu 6 Wochen Gefängniß bestraft. 1876 in Frankfurt 4 Wochen in Untersuchungshaft wegen Vergehens gegen § 130 des Strafgesetzbuches, fofienlos freigesprochen. 1886 in Mannheim mit Bebel wegen Vergehens gegen das badiische Vereins- und Versammlungsgesetz mit 50 Mark Geldstrafe belegt. XI. Bad. Wahlkreis. Mannheim-Schwezingen-Weinheim.

Foerster, S. Hermann, geb. am 18. September 1853 zu Jirma, Kreis Zücherhohl-Endenwalde, Regierungsbezirk Potsdam. (Evang.) Gegenwärtig in Hamburg als Cigarrenfabrikant anständig. Besuchte bis zum 12. Jahre die Elementarschule und vom 12. bis 14. Jahre die Halbtagschule. Vertreter des Wahlkreises Neuhälder Linie, daselbst am 20. Februar 1890 gewählt.

Geyer, Karl August Friedrich, Cigarrenfabrikant in Großenhain i. S. Geb. 12. März 1853 daselbst. Besuchte die Volksschulen in Großenhain, Pirna und Berggießhübel. (Dissident.) Seit 1869 in der Arbeiterbewegung thätig. 1881 wegen Verabfassung eines Wahlaufrufes für den 7. sächsischen Reichstags-Wahlkreis zu acht Monat Gefängniß verurtheilt. Infolge dieser Strafe arbeitslos geworden, begründete Geyer ein selbstständiges Geschäft. Seit 1885 Mitglied des sächsischen Landtages (II. Kammer). 1886 im 19. sächs. Reichstagswahlkreis (Stollberg-Schneeberg-Rachwahl) gewählt. 1887 unterlegen. 1890 gewählt: Leipzig-Land. (13. sächs. Wahlkreis.)

Jök, Franz. Geb. am 12. Dezember 1851 zu Madenheim im Großherzogthum Hessen. Besuchte die Volksschule zu Ober-Absteinach, erlernte von 1867—69 das Tischergewerbe, diente von 1871—74 beim Militär, war 1882 in Südamerika (Panama und Ecuador) und seit 1883 als Kehlbleichfabrikant in Mainz etablirt. Seit 1874 der Arbeiterbewegung angehörend, 1885 nach Ulrich (Offenbach) als Vertreter der Stadt Mainz in die zweite Ständekammer zu Darmstadt gewählt. 1887 in den Mainzer Geheimbundsprozess verwickelt, zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt. — Vertreter von Mainz.

Kunert, Fritz, seit 1889 Redakteur des sozialdemokratischen Organs „Sächsische Nachrichten“, Breslau. Geb. 15. Sept. 1850 im Kreise Niederbarnim zu Alt-Landsberg. 1881—87 Lehrer. Seit 1876 Sozialist. 1887 Rücktritt von der Schule, Austritt aus der Landwehr. Bereiste 1877, 1880/81 den Süden Europas, die Levante, Arabien u. s. w. 1888/89 Lehrer der Berliner freien Gemeinde, Stadtverordneter für den Berliner 14. Kommunalwahlbezirk. Im Juli 1889 für Waldenburg i. Schl. und Halle-Saalkreis zum internationalen sozialdemokratischen Kongress nach Paris delegirt. Am 1. März 1890 von Halle und dem Saalkreis in den Reichstog gewählt.

Meßger, F. Wilhelm, Journalist, früher Klempner und Installateur. Geb. 9. Mai 1848 zu Regin a. S. (Konfessionslos). Besuchte die Volksschule zu Regin, erlernte die Klempnerei zu Striy. Rahm nach mehrjähriger Wanderung dauernden Aufenthalt in Hamburg. Seit dem Jahre 1869 Mitglied des Allg. Deutschen Arbeitervereins, schloß er sich nach Verhaftung des Braunschweiger Ausschusses und Geld's der Eisenacher sozialdemokratischen Arbeiterpartei an. Von Th. York für die Gemerkschaftsbewegung gewonnen, rief er 1873 den „Verband der Klempner und verw. Berufsgenossen“ ins Leben, dessen Leiter er bis zu dessen Verschmelzung mit der „Internationalen Metallarbeiter-Gesellschaft“ war. Im Jahre 1875 wegen Aufnahme einer Berufserklärung in das von ihm redigirte Gewerkschaftsblatt „Vote“ mit 4 Wochen Gefängniß bestraft, traf ihn 1890, wegen Vergehens gegen den bekannten Aufreizungsparagraphen (130 St.-G.-B.) eine Gefängnißstrafe von 4 Monaten. Nach Aufgabe eines selbständigen Klempner- und Mechaniker-Geschäfts im Jahre 1884 Mitarbeiter der 1887 verbotenen „Bürgerzeitung“, der 1888 verbotenen „Rumbschau“ und seit 1888 des „Hamburger Echo.“ Wahlkreis: Hamburg III.

Schmidt, S. Wilhelm, Lithograph in Frankfurt a. M. Geb. 28. November 1851 zu Frankfurt a. M. (Atheist.) Besuchte die ehemalige Katharinenchule (4klassige Volksschule) zu Frankfurt von 1859—66; erlernte sodann daselbst die Lithographie bis 1870. Mitglied des gewerblichen Schiedsgerichtes zu Frankfurt für die Jahre 1888—91. Besuchte 1889 den internationalen Arbeiterkongress in Paris, als Vertreter der Arbeiterchaft Frankfurt und Umgegend. Wahlkreis: 6. Reg.-Bez. Wiesbaden, Frankfurt a. M.

Schmidt, F. Albert, Buchdrucker. Geb. 2. März 1858 zu Magdeburg. (Dissident.) Besuchte die Volksschule in Magdeburg und Bürgerschule Neuhald-Magdeburg. Lernte Schriftsetzer. Arbeitete als solcher in Magdeburg, Halberstadt, Leipzig. Uebernahm hier die Redaktion des „Leipziger Volksblatt“ und wurde nach dem Verbot desselben, 1887, wegen agitatorischer Thätigkeit auf Grund des Sozialistengesetzes ausgewiesen. Arbeitete hierauf in Burzen, war hier selbst Vorsitzender des Arbeiter-Bildungs-Vereins, siedelte dann nach Berlin über, dort als Schriftsetzer und Mitarbeiter mehrerer Fachblätter und politischer Zeitungen thätig. — Am 20. Februar als Vertreter des 15. sächsischen Wahlkreises gewählt.

Schulze, Karl, Cigarrenhändler in Königsberg. Geb. den 15. Oktober 1858 zu Steinau a. O. (Evang.) Kam 1861 nach Berlin, besuchte dort die Volksschule, arbeitete, vor dem 14. Lebensjahre vom Schulbesuch dispensirt, in Särmeret, Garndruckerei, Cigarrenfabrik u. s. w. Erlernte dann das Schlosserhandwerk 1872—1876, wurde später Metallschleifer, war 1884—86 Vorstandsmitglied des Arbeiter-Bezirksvereins Konziger Platz, Berlin, später Schloß. 1886 Vorsitzender des Fachvereins der Metallschleifer und verw. Berufsgenossen. 1886 im November aus dem Berliner Lagerungsgebiet ausgewiesen, siedelte er nach zweimonatlicher Reise nach Chemnitz über, arbeitete dort wieder als Schlosser, ging 1889 im Januar nach Königsberg, errichtete daselbst, nachdem er kurze Zeit als Schlosser gearbeitet, ein Cigarrengeschäft und wurde am 8. März 1890 daselbst, wegen eines von ihm herausgegebenen Flugblattes, zu 1 Monat Gefängniß verurtheilt. Wahlkreis: 3. Reg.-Bez. Königsberg. Königsberg Stadt.

Schwarz, J. E. Theodor, Speisewirth in Lübeck. Geb. 14. April 1841 in Lübeck. (Lutherisch.) Besuchte die Knaben-Armenschule bis zum 14. Lebensjahre. Erlernete die Formerei in der Eisengießerei von Köstling in Lübeck. Nach beendeter Lehrzeit trat er in den Dienst der deutschen Handelsmarine und machte größere Reisen auf Segelschiffen verschiedener Nationalitäten. Bereiste als Formner einen großen Theil von Nord- und Süddeutschland und der Schweiz. Trat 1869 wieder als Matrose auf der in Mecklenburg heimathlichen Brigg „La Fortuna“ und erlitt am 17. Dezember 1869 während eines Orkans einen totalen Schiffsbruch unter der englischen Küste. Erlernete sodann die feine Küche und diente bis 1886 als Schiffskoch auf mehreren zwischen Lübeck und Russland verkehrenden Passagierdampfern. Verlust des Lübecker Passagierdampfers „Union“ durch Spiritus-Explosion am 9. Juli 1876. Seit 1868 Mitglied des „Allg. Deutschen Arbeiter-Vereins.“ Seit 1876 Mitglied der sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Seit 1889 Vertrauensmann der deutschen Formner. Kandidirte seit 1878 zum Reichstag im Wahlkreis Lübeck. Verfasser von: „Jürgen Wullenweber“, Ein Gedicht zu seinem 350jährigen Todestage (1887). „Das alte Lübeck“, Bilder aus der Kultur und Vergangenheit Lübecks (1887). Vertritt im jetzigen Reichstage Lübeck.

Seifert, Julius, Sohn eines Fabrikarbeiters. Geb. den 12. Januar 1848 zu Zwickau. Besuchte die gewöhnliche Volksschule, erlernte im Jahre 1862 bis 1866 das Säuhmacherhandwerk, wurde im Jahre 1868 zum Militär ausgehoben, machte den Feldzug 1870/71 mit, trat im Jahre 1872, durch die Erlebnisse auf den Schlachtfeldern dazu angeregt, der sozialdemokratischen Partei bei und trieb sein Gewerbe bis zum Jahre 1887, worauf er dann die Kaffeehandlung mehrerer Kassen übernahm, als solcher fungirt S. jetzt noch. 16. lösch. Wahlkreis: Stollberg-Schneeberg. (Schluß in nächster Nummer.)

Die schweizerischen Grütlvereine und der Arbeiterfeiertag.

Die „Basler Arbeiterstimme“ schreibt: In verschiedene ausländische Arbeiterblätter ist die Notiz übergegangen, daß der Grütlverein und die übrigen schweizerischen Arbeitervereine den Beschluß gefaßt hätten: Den 1. Mai in der ganzen Eidgenossenschaft durch würdige Manifestation zu feiern, jedoch von der Einstellung der Arbeit an diesem Tage abzusehen. Denjenigen Arbeitern, die den ganzen Tag zu einem Feiertag machen wollen und können, soll natürlich nicht entgegengetreten werden. Dem Entschluß der schweizerischen Arbeiterdelegirten liegt die Annahme zu Grunde, daß die Proklamirung des 1. Mai als eines allgemeinen Feiertages, an dem nicht gearbeitet wird, zu schweren Konflikten mit der Arbeiterklasse führen würde, welche nicht im Interesse der Sache wären. Dem gegenüber ist festzustellen, daß keine solche Delegirten-Konferenz stattgefunden hat und demgemäß auch kein solcher, für die gesammte organisirte Arbeiterschaft der Schweiz geltender Beschluß gefaßt worden ist. Vielmehr handeln die Arbeitervereine an jedem Ort hinsichtlich der Feier des 1. Mai ganz nach ihrem eigenen Ermessen.

Was soll am 1. Mai geschehen?

Nur noch eine kurze Spanne Zeit trennt uns von diesem Tage. Es ist daher nothwendig, mit aller Kraft die Agitation zur Feier der Achtstundebewegung in die Hand zu nehmen, die Massen aufzuklären, damit der Sieg der Arbeiterschaft am 1. Mai sich mit dem vom 20. Februar deckt. Die Agitation für die Verkürzung der Arbeitszeit ist jetzt um so nothwendiger, da auf dem Programm der internationalen Arbeiterschutzes-Konferenz sich nichts findet, was die Einführung eines Maximalarbeitstages bedingt.

Zeigen wir daher, daß wir die Verkürzung der Arbeitszeit wollen.

Wie kann dies geschehen? In allen Industriestädten in denen starke Organisationen bestehen, ist der 1. Mai ein Feiertag. Alle Gewerke ruhen! Die Unternehmer sind hiervon rechtzeitig zu benachrichtigen. Im Laufe des Vormittags finden öffentliche Versammlungen statt mit der Tagesordnung: „Die Achtstundebewegung.“ Der Nachmittag gehört der Familie. Hinans in's Freie!

In allen anderen Orten, in denen keine ausgeprägt starken Arbeiter-Organisationen bestehen, der Proklamirung des Feiertages Schwierigkeiten im Wege stehen, mag irgend einer der Interessenten zu einer den Verhältnissen des Ortes entsprechenden Zeit ebenfalls eine öffentliche Versammlung mit dem gleichen Thema einberufen.

Also: überall, in dem kleinsten Flecken Deutschlands, am 1. Mai öffentliche Versammlungen, das gleiche Thema und die gleiche Begeisterung für die Verkürzung der Arbeitszeit!

Die in den Versammlungen zu fassenden Resolutionen sind mit Angabe der Anzahl der Betheiligten an die Arbeitervertreter im Reichstage zu senden.

Ferner: In allen Versammlungen arrangire man eine **Massenpetition**, das Material kann durch die Expedition der „Berliner Volks-Tribüne“ im Laufe der nächsten Woche bezogen werden. Sollten wider Erwarten die Versammlungen verboten werden, so ist dennoch die Unterschriften-Sammlung vorzunehmen und die ausgefüllten Petitionsbogen mit Angabe der Gründe des Verbois der Versammlung sind an die Unterzeichneten einzusenden.

1 1/2 Millionen Stimmen am 20. Februar!
2 Millionen Unterschriften am 1. Mai!

Das sei die Parole.
Berlin, Ende März 1890.
Th. Glocke, Expedient, N. Baginsky, Schuhmacher, Laufstr. 52, III.
Alb. Schmidt, Buchdrucker, W. Schweizer, Maler, Dranienstr. 23.
Julius Wernau, Maurer, E. Wiedemann, Tischler, Zionskirchplatz 2.
Oskar Wilde, Gärtler, Fritz Zubeil, Tischler, Stralauer Brücke 4, Quergeb. IV.
Max Schippel, Redakteur, J. Hartmann, Metallarbeiter, Friedrichshagen, Reichenbergerstr. 73.

Der Rücktritt des Fürsten Bismarck

von allen seinen Aemtern hielt in der verfloffenen Woche die bürgerliche Presse unausgesetzt in Athen. Unseres Erachtens beweist diese fieberhafte Erregung nur, was für Hoffnungen und Befürchtungen einzelne Personen und Parteigrößen an einen Wechsel in der obersten Regierungsleitung knüpfen, und wie zurückgeblieben die politische Reife unserer Bourgeoisie ist, die mit ihrem langjährigen Abgott womöglich gleich ein ganzes politisches System glaubt in Trümmer sinken zu sehen.

*) Petitionsbogen zur Einführung des achtstündigen Arbeitstages liefert die Expedition: 100 Stück mit M. 1.75; 500 Stück mit M. 8.00; 1000 Stück mit M. 15.00. Alle Organisationen u. wollen umgehend Bestellungen aufgeben.

Wir würden uns freuen, wenn das letztere geschähe; vermögen aber noch keinerlei, auch nur schwache Anzeichen dafür zu erblicken. Was über die Preisgabe des Sozialistengesetzes verlautet, beruht nur auf den leersten Vermuthungen; was über militärische Reformen an Gerüchten aufsteigt, dürfte das zulässige Maß politischer Fajeselei bereits überschreiten; was jetzt von der Regierung auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes unterstützt wird, bedeutet eine Aenderung des heutigen Systems ebensowenig, wie es etwa seinerzeit eine Umwälzung in der freisinnigen Parteipolitik bedeutete, als die Abgeordneten Halben, Löwe und Birchow sich für gesetzlichen Kinder- und Frauenschutz erwärmten und selbst die Baumbach allmählich nachfolgten.

Von einem „großen politischen Ereigniß“ kann also bislang wohl kaum gesprochen werden, und das ganze Freudengehül der Gegner Bismarcks beweist nur, was für zurückgebrängte Begehrlichkeiten auf der einen Seite plötzlich wieder aufzuleben beginnen, während die Niederlagen der anderen Seite Zeugniß dafür ablegt, auf wie schwachen Füßen manche aufgeblasene Tagesgröße in unserem lieben deutschen Reiche stand und steht.

Die Arbeiter werden gut thun, dem Durcheinander in unseren Regierungskreisen und dem ganzen daran sich knüpfenden Pressspektakel in aller Ruhe zuzusehen und zuzuhören. Bisher schaut es noch nicht so aus, als wolle man dem Volke auch nur einen Theil seiner Rechte zurückgeben, die man ihm zu gunsten einer ins Unerträgliche angewachsenen Regierungs- und Kapitalmacht entzogen hatte; wie man diese usurpirte Macht nun innerhalb der Herrschenden verschiebt und anders vertheilt, das soll uns kühl lassen bis an's Herz hinan.

Also warten wir ruhig ab, aber erwarten wir nichts!

Politisches.

Agrarier in Frankreich. Um die fremde Konkurrenz zu erschweren, wurde im französischen Parlament beantragt, die bisherigen Zölle, und zwar per 100 kg. Gerste von Frs. 1.50 auf 3 Frs., Malz von Frs. 1.90 auf 5 Frs. zu erhöhen und das bisher zollfreie Gerstenmehl mit 6 Frs. zu belasten.

Auch im englischen Parlament blüht die General-schwänze, die unseren Kartellreichstag so unrühmlich auszeichnete. Am 7. März inmitten einer hochwichtigen Erörterung, deren Eindruck den Gladstonianern zufolge die Regierung erschüttern sollte, fand sich kaum mehr denn ein halbes Duzend Parlamentsmitglieder im Hause! Die elektrischen Klingel wurden in Bewegung gesetzt, um alle in den Rauch- und Speisezimmern Lötternenden zur Bildung eines erörterungsfähigen Hauses von 40 Köpfen aufzubieten. Als dann aber der Sprecher mit absichtlicher Langsamkeit zu zählen angefangen, stockte er bei 35; das Haus was also ausgehüllt und die Sitzung vorbei. Wohl rollten noch bis Mitternacht Wagen mit Neugierigen an, die gern die Neben-Balfours und Morleys gehört hätten: aber die Fenster waren duster und das Thor geschlossen.

In Magdeburg wurde nach einer Meldung des Wolff'schen Telegraphenbureaus bei der Reichstags-Wahl **Bock (Sozialdemokrat)** gewählt.

Grosse öffentliche Tischler-Versammlung.
Donnerstag, den 27. März, abends 8 1/2 Uhr, im Böhmisches Brauhaus, Landsberger Allee.

Tagesordnung: 1. Die Beschlüsse des Fachvereins zur diesjährigen Lohnbewegung und wie stellen sich die Branchen-Vereine dazu. Referent: Th. Glocke. — 2. Diskussion. — 3. Verschiedenes.
Die Vorstände, ganz besonders die Mitglieder sämtlicher Tischlervereine sind hierzu eingeladen.

Große öffentliche Maurerverversammlung.
Mittwoch, den 26. März, abends 8 1/2 Uhr in Sonsouci, Kottbuserstr. 4a.

Tages-Ordnung:
1. Abrechnung des Generalfonds vom Jahre 1889. — 2. Endgültige Beschlußfassung über die Agitation im Baujahr 1890. — 3. Renwahl der Vertrauensleute. — 4. Verschiedenes.
Eine recht rege Theilnahme erwartet.
Der Einberufer.

Achtung! Metallarbeiter!

Kollegen! Es sind jetzt fünf Wochen, daß wir im Streik mit der Firma Friedr. Siemens und Komp. wegen Abzug liegen. Leider ist es den Fabrikanten gelungen, schon einige Leute zu bekommen, aber es sind dies nur junge Leute, die nicht organisiert sind, und ist der Fabrikant nicht im Stande, mit denselben auf die Dauer zu fabriziren. Er will nur zeigen, daß er Leute erhält, um uns zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Wir aber sind gewillt, nicht eher die Arbeit wieder aufzunehmen, bis wir zu den alten Bedingungen wieder eintreten können.
Kollegen! Wir stellen keine Forderungen, wollten uns aber, da Steuern, Mische u. Lebensunterhalt immer höher geschraubt werden, nicht unseren sauer verdienten Lohn verkürzen lassen.
Darum also Kollegen! Unterstützt uns in diesem Kampfe, haltet soviel wie möglich den Zug fern, denn sollten wir unterliegen, so ist dies ein Schlag für die ganzen Metallarbeiter Berlins. Es streifen Dreher, Schlosser, Formner, Rennmacher, sowie sämtliche Hilfsarbeiter.
Die Streikkommission.

Die seit 1877 bestehende, weitbekannte
Uhrenfabrik
von
Max Busse
157. Invaliden-Strasse 157,
neben der Markthalle,
verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.
Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von
Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren
zu fabelhaft billigen Preisen.
Spezialität: Ringe.
Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

Böhmisches Brau-Haus, Landsberger Allee.
Sonntag, den 6. April (1. Osterfeiertag)

Großes Wohlthätigkeits-Matinee

zum Besten verunglückter und erkrankter Mitglieder arrangiert von der
Freien Vereinigung der Maurer Berlins
unter Mitwirkung des Gesangvereins „Lorbeerkranz“, sowie des Prestigiateurs Herrn
Oskar Alberti.

Programme sind bei folgenden Vorstandsmitgliedern zu haben: Julius Wernau, Zionskirchplatz 2, III. — E. Hanisch, Roslitzstr. 40. — W. Schulz, Posenstr. 23, III. — Schmalowski, Elisabethstr. 46a. — Wegeler, Kreuzbergstr. 77. — Grahlord, Kulinstr. 20, 2. Hof, II. — Nedmann, Stephanstr. 4, III. — E. Tsch, Str. Frankfurterstr. 78/79. — Schigoloff, Belfortstr. 3. — G. Heinge, Forsterstr. 10. — Raschke, Kottbuserdamm 1. — S. Mehl, Oberbergerstr. 10.
Um zahlreiche Theilnahme ersucht
Der Vorstand.

Die Buchhandlung und Buchbinderei v. R. Kohlhardt,
34, Mariannen-Strasse 34,
empfehlen allen Belannten ihre Schriften und Bilder.

Arbeiter-Buch-Handlung
von R. Baginsky.
Berlin S., Dresdenerstr. 52-53 (City-Passage).
Suchen ersehnen: „Erinnerungen an dem todtten Hause“ von Dostojewski M. 0.60.
— Jola's neuester Roman: „Die Bestie im Menschen“, M. 5.00. — Roman: „Sibirien“ (Enthüllungen über sibirische Gefängniszustände), M. 3.00. — **Homo sum.** Neue Gedichte von J. Hart. M. 2.00. — „Freie Bühne“, Wochen-schrift für modernes Leben. Hest 1-7, à M. 0.40. — „Reichstags-Wahlarten“ von 1890. M. 0.30. Kolporture hoher Rabatt. Ferner sind alle im Verlage von Diez erscheinende Artikel zu beziehen.

Mülheim am Rhein
und Umgegend.
Bestellungen auf die
„Berliner Volks-Tribüne“,
„Berliner Arbeiter-Bibliothek“,
„Aöner Arbeiterzeitung“,
sowie auf sämtliche im Verlage von Diez, Stuttgart erscheinende Schriften nimmt entgegen
Philipp Neubardt, Mülheim (Rhein),
Danzigerstraße 15.

**Galanterie-, Kurz- und Zünd-
Waaren.**
Wilhelm Kahl.
Berlin SO.
Nr. 17. Reichenbergerstraße. Nr. 17.
Größtes Lager in Zigarren-Spinnen und
Tabakpfeifen.
Manchettenschnöpfe, Kravattennadel, Broches, Streichholzhalben, Medaillons mit Bildnissen, Silberverkauf von Laffalle, Marx, Bebel, Liebknecht, Singer, Hauenecker u.
Besonders empfehlenswerth:
Bilder mit denkwürdigen Zusprüchen in
Seide gestickt.
Einrahmungen von Bildern.
Billigste Bezugsquelle für Händler und Hausfrauen.
Franz Beyer,
Prinzessinnenstrasse 15 (am Moritzplatz)
empfehlen:
Punsch und Rum, Originalflaschen 1.50.
Noth- und Ungarwein 1/2 Fl. 1.50.

Vierter Klasse.

[Nachdruck verboten.]

Es rollt und rüttelt und dröhnt und stampft
Und kichert und rasselnd und schnaubt und dampft;
An freisenden Feldern vorüber im Flug
Durch Pommerns Ebne saust der Zug.

Ich schaue und schaue und weiß es kaum;
Ich lausche nur immer in stolzem Traum,
Wie donnernd um Aze und Aze kreist
In Form gegossen der Menschengeist . . .

Da schreit ein Kindchen neben mir,
Der Traum entweicht, es bangt mich schier;
Das Weinen klang so wech, so lind —
So zart, so mager ist das Kind.

Im Wagen trüb die Dämmerung graut,
Das Gaslicht fahle Schatten draut;
Aus rothgewürfeltem Bettchen sieht
So Mäh heraus das kleine Gesicht.

Von Kisten und Kasten eingeengt,
Von Säcken und Päckchen eingezwängt
Bringt schaukelnd die Mutter ihr Kind zur Ruh'
Und summt ein Wiegenlied dazu.

Und rings umher ein mild Geschwirr
Gebrochener Laute, rauh und wirr,
Und Mienen knochig, derb und stumpf,
Und Menschenbünste dick und bumpyf.

Zusammengedrückt mit jagem Muth,
Mit ihrem letzten dürftigen Gut,
Aus Pöfen und Pöfen sitzen sie da
Und wollen nach Amerika.

Nur wenn das Wörtchen „Drüben“ fällt,
Ein Hoffnungsschein ihr Auge hellt;
Und alle athmen tiefer dann,
Und alle sehn sich nickend an.

Doch durch ihr Seufzen, ihr murrend Gestöhn,
Durch Rädergescholler und Eisengetöhn
Wie Gw'ger Hoffnung Stimme zieht
Der Mutter leises Wiegenlied.

O heißer Stall von Bethlehäm!
Dein Wunder ist noch heut zu sehn,
Wenn arm und schwach ein Weib beglückt
Ihr Kind an's bange Herze drückt! —

Nun schläft's, nun deckt sie's ein recht warm
Und legt's behutsam aus dem Arm
Und schmiegt an ihren Mann sich dicht
Und schaut ihm lieblich in's Gesicht.

Und Er versteht den Mutterblick
Boll Sorge, Furcht und Mißgeschick,
Und mit der starken Schwielenhand
Zeigt er hinaus ins finstre Land:

„Sei ruhig, Marie! Du wirst schon sehn,
Da drüben wird alles anders gehn;
Da schaff ich uns eigen Feld und Vieh,
Da ist's genug, wenn Ich mich müß'.

„Du kannst dich ruhen manche Stund',
Ihr werdet Beide wieder gesund;
Und unser Kind hat, wenn es groß,
Im neuen Land ein besser Loos!“

Und Sorge, Furcht und Mißgeschick
Zerschmelzen in dem einen Blick,
Mit dem sich diese Bauernseelen
Von ihrem Kinde stumm erzählen . . .

Es rollt und rüttelt und stampft und staucht
Und dröhnt und rasselnd und schnaubt und staucht;
Durchs wirbelnde Dunkel in rasendem Flug
Sausst weiter und weiter der jagende Zug.

Ich horche und horche und weiß es kaum;
Ich träume einen gläub'gen Traum,
Wie hoffend und liebend aufwärts kreist
Zu neuen Formen der Menschengeist . . .

Im Wagen schweigend schwebt die Nacht,
Der Schlaf schwingt seine Spindel lacht;
Die Bäurin auch ist eingenickt,
Aufs Knie des Mannes hingebückt.

Der sitzt noch wach mit mir allein;
Wir gucken uns still in die Augen hinein,
Bis bald von der Junge ein Wörtchen sich dreht
Und hin und her das Flüstern geht.

Und Er erkärt mir, wie es kam,
Dah sie verkauften ihren Kram
Und dem Agenten sich verdingt,
Der nun sie in den Urwald bringt.

Es war kein neues Wort dabei,
Es war die alte Litanei
Von saurem Schweiß und Hungerlohn,
An der nur neu des Jammers Ton! —

Und wie dann gar noch Weib und Kind
Ihm schwach und krank geworden sind,
Da hätten sie endlich das Schwerste gewagt,
Dem Dörschen Lebewohl gesagt.

„Und hat Sie auch zurecht gewieint,
So hat sie doch zuletzt gemeint:
Fällt's uns auch schwer, wenn nur das Kind
Ein besser Loos als wir gewinnt!“

So schwinden Stationen im Fluge vorbei
Und Glockensignale und Kellnergeschrei,
Und bleicher tangen die Lichter schon:
Der Morgen steigt auf seinen Thron.

Und um uns her bewegt es sich
Und reckt und dehnt uns regt es sich,
Und langsam werden alle wach
Und blinzeln in den jungen Tag.

Ein Tag von jenen, glanzgelüßt,
An denen jeder Halm uns grüßt
Und jeder Sonnenstrahl das Herz
Zum Lachen zwingt trotz Roth und Schmerz.

Die Fenster nieder! schall's im Chor,
Und alle drängen sich freudig vor
Und zeigen hinaus, wo stromumblinkt
Mit Thürmen und Masten Hamburg winkt.

Die Mutter aber stillbewegt
Ihr Kindchen an die Brust sich legt
Und nimmt das Tuch ihm vom Gesicht
Und — — Himmel! was stiert sie und läßt es nicht?

Was stiert und stiert sie, daß mir graut?
Da winzelt leis ein Klagesaut,
Da liegt's im Schooß ihr starr und tot.
Der Vater, der stammelt: Darmberziger Gott! —

Im Wagen plötzlich wird es stumm,
Die Bauern sehn schon sich um,
Manch blödes Auge schimmert und kimmert.
Mein Kind, mein Kind! die Mutter wimmert. . .

Es kreischt die Maschine, es stoßt der Lauf;
Die Schaffner reißen die Thüren auf.
Ich stehe im hallenden Bahnhofraum,
Da braust das Leben, es gilt kein Traum;

Es gilt, daß man sich's ganz gesteh',
Wie Unbekümmert um Glück und Weh
In ewig Eigenen Bahnen kreist
Schaffend und forment der Menschengeist!

Richard Dehmel.

Existenzen.

Von John Henry Mackay.

Viele Tage sind darüber hingegangen. Aber immer
ändert sich noch die mit ihm gemeinam durchlebten
Ebenen vor mir. Und er selbst — sein seltsames Leben
und seine Liebe. So stark war der Eindruck seiner Per-
sönlichkeit, daß alles andere seiner Zeit spurlos in meiner
Erinnerung zusammengefallen ist. Vielleicht hat sie
daran desto klarer festgehalten, was ich erzähle.

I.

Das zerfetzende, ruhelohe Leben Berlins hatte mich
mit seiner ganzen Gewalt ergriffen. Es zog mich fast
allabendlich aus meinem Zimmer und hinunter in das
Gewühl der Menschen. Und ich ließ mich gern zuweilen
willenlos von ihm treiben.

An einem nachkalten Herbstabend schlenderte ich wieder
einmal die lange Friedrichstraße in der Richtung von
Süden nach Norden hinauf. Ueber den hohen Dächern
lag ein dichter, feuchter Nebeldunst, der sich träge immer
mehr und mehr senkte. Das Gas brannte trübe. Die
Menschenmassen schoben sich noch schneller wie gewöhnlich
die lange Straßenschicht hinauf und hinunter; nur selten
blieb einer vor dem trüb angelaufenen Schaufenster eines
Ladens stehen. Ich ging ziemlich schnell über die Weiden-
dammer Brücke, kreuzte die Elshäuserstraße und bog dann
in eine der nächsten Querstraßen ein, um einen Augenblick
stehen bleiben und überlegen zu können, wohin eigentlich
bei dem immer unangenehmer sich bemerkbar machenden
Nebel.

Da fiel mir an der gegenüberliegenden Straßenseite
ein rothgrünes Licht, gleichsam meinen Wünschen entgegen-
kommend, in die Augen. Irgend ein Restaurant wahr-
scheinlich, in dem ich jedenfalls besser meine Pläne machen
konnte, als hier auf dem nassen Pflaster. Ich ging schnell
hinüber und trat ein.

Ich hatte mich geirrt. Es war eins der zahlreichen
Café chantants, welche zu den unentbehrlichen Errungen-
schaften des modernen Berlin zu gehören schienen. Hohes
Gelächter, lautes Singen, erstickender Tabakqualm schlugen
mir entgegen. Ich setzte mich schnell an einen der vorderen
Tische, wo ich noch einen freien Platz bemerkte; der Stuhl
stand in einer Pfeilerede, von der aus ich ungestört das
ganze, ziemlich große Lokal übersehen konnte. Eine abge-
blähte Kellnerin brachte mir Bier. Auf einer Art Bühne
vor mir saßen etwa sechs Frauenzimmer in geschmacklosen,
überladenen Toiletten, mit nackten Armen und Büsten.
Die eine von ihnen hatte eben gesungen und trat nun
zurück. Der Lärm, der sich erhob, wurde beängstigend.

Das Publikum klatschte, scharrte mit den Füßen, stieß
mit Stöcken taktmäßig auf den Boden und schrie und
brüllte in allen Tonalitäten Beifall. Der Klavierspieler
mußte von neuem beginnen, die Sängerin das Lied wieder-
holen. Sie leierte ohne jede Stimme ein bekanntes Lied
aus einer modernen Posse niedrigster Art, welche gerade
im Centraltheater zum so und so vielsten Male gegeben
wurde, ab.

Gelangweilt sah ich weg. Mein Blick begegnete fast
nur den abgestumpften Blicken von „Kennern“, den brutalen
von Studenten, den halb verblöhten, halb neugierigen
einiger Fremden, die sich hierher verirrt hatten, und den
sinnlich-lüsternden einiger alternder Roués — immer wieder-
kehrende Typen, von denen mir die letzteren am verhaß-
testen waren.

Da wurden meine Augen plötzlich von den Blicken
des Klavierspielers festgehalten.

Es war wieder eine Pause eingetreten. Er hatte sich
auf seinem Stuhle umgedreht, um die Anwesenden zu
mustern. Scharfe, durchlebte Blicke. Aus dunklen Augen
sah ein kalter, beobachtender Blick fest auf den einen oder
andern. Was mich fesselte, war ein Ausdruck tief ge-
fättigter Verachtung, welcher in diesen Augen lag. Sein
Gesicht blieb unbeweglich. Um den auffallend häßlichen
Mund lag kein Zug von Hohn — alles hatte sich in die
Augen gesüchtet, was an Haß und Verachtung in diesem
Menschen lag. Da begegneten sich unsere Blicke, aber nur
einen kurzen Augenblick. Dann — als ob es ihm unan-
genehm sei, von einem andern überhaupt beachtet zu werden
— wandte er sich schnell wieder um und begann von
neuem. Ich achtete auf sein Spiel. Es war gewandt.
Mehr konnte ich aus der schon ungezählte Male vernom-
menen Begleitung nicht heraushören.

Auf der Bühne begann eine andere der Sängerinnen.
Mit ihr das Mitsingen, das Zurufen, der Lärm, und
dazwischen das unerträgliche „Pi!“-Rufen von allen Seiten.
Eine trübe, dumpfe Atmosphäre lagerte über dem ganzen
Ort, die jeden freieren Athemzug erstickte. An der Decke
ballten sich dicke Rauchwolken. Die Hitze war fast uner-
träglich: eine brennende, aufregende, ungesunde Hitze. Ich
wollte aufstehen, um fortzugehen, als sich eine Hand auf
meine Schulter legte. Ein alter Bekannter, den ich wohl
seit länger als einem halben Jahre nicht gesehen hatte,
stand vor mir und setzte sich dann lachend neben mich.
Wir schüttelten uns die Hände.

Dann hörte ich seine behagliche, fette Stimme.
„Ich habe Dich eben erst entdeckt. Du hast Dich ja
so in die Ecke gedrückt. Aber vor allem: wie kommst Du
überhaupt hierher?“

Ich sagte es ihm.
Er lachte. „Nicht wahr, hier ist es fidel?“
„Nun — mäßig.“ Er begann mich zu langweilen.
Aber ich fragte ihn doch weiter. „Und was machst Du
denn hier?“

Er zeigte auf eine der Sängerinnen.
„Sieh Dir einmal die Kleine da an! Ich habe mit
ihr ein Verhältnis und bin fast jeden Abend hier. Ich
bringe sie gewöhnlich nach Haus. Du mußt mich nachher
schon entschuldigen.“

Er blieb bei mir sitzen, trotzdem er vorher an seinem
Tische mit Bekannten zusammen gewesen war. Ich be-
wunderte die fröhliche Unbefangenheit, mit der er sich hier
wie zu Hause fühlte. Fortwährend sah er nach seiner
Kleinen, tauschte Blicke mit ihr und applaudierte, wenn

sie gesungen hatte, mit seinen kräftigen Händen noch, als
die anderen sich schon beruhigt hatten, daß sie von neuem
beginnen mußten. Das machte ihn dann viel Vergnügen.
Dabei sprach er in seiner lauten Weise fort, daß ich un-
willkürlich sitzen blieb und seinem Geschwätze zuhörte. Als
die Sängerinnen ihre Plätze verlassen hatten, ging er mit
seiner Geliebten nach Hause, nachdem er mich wiederholt
um Entschuldigung gebeten hatte.

Da ich aber noch ein fast volles Glas vor mir stehen
hatte, ließ ich den Saal um mich sich leeren und blieb
noch in meiner Ecke sitzen. Der Klavierspieler spielte den
üblichen Schlußmarsch. Da überkam mich — ich weiß
heute noch nicht weshalb — der Wunsch, mich mit diesem
Menschen zu unterhalten, und in dem ganz natürlichen
Glauben, daß es einem Manne seiner Stellung nur an-
genehm sein könne, von irgend jemand eingeladen zu wer-
den, rief ich ihm, als er geendet hatte, zu, ob er Lust
habe, noch ein Glas Bier mit mir zu trinken. Aber statt
daß er sich zu mir setzte, hörte ich ihn einfach und ruhig
sagen: „Ich muß danken, ich bleibe nie länger hier —“
und ehe ich ihm antworten konnte, hatte er mich höflich,
aber kurz gegrüßt und war hinausgegangen. Ich fand
sein Benehmen seltsam. Aufforderungen dieser Art zu er-
halten, wußte er gewohnt sein. Er war auch in der That
nicht im mindesten überrascht gewesen. Was sollte also
diese lächerliche Abweisung eines doch nur freundlich ge-
meinten Wunsches? Ich rief nach der Kellnerin und fragte
sie, ob sie mir Näheres über den Namen sagen könne.

„Ach, lassen Sie doch den, der ist ja verrückt. Das
macht er mit allen so, und er kann sich doch nur freuen,
wenn jemand ihn einladet.“ (Sie sagte einladet.)

Ich war ihrer Meinung. Ueber seine Person konnte
sie mir nichts Näheres sagen.

„Kommen Sie doch lieber noch ein bißchen mit nach
hinten zu den schönen, jungen Damen und trinken Sie
ein Glas Wein mit uns —“

Aber ich dankte; ich kannte dies Glas Wein. Ich be-
zahlte und ging schnell nach Haus.

Auf dem Heimwege begann ein leichter Aerger sich in
mir zu regen.

Ueber der langen Häuserflucht der Friedrichstraße
lagen die Wolken in dunklen Streifen. Der Nebel hatte
sich wieder gehoben. Aber die Feuchtigkeit in der Luft
war geblieben. Ich trank ihre Kühle in tiefen Zügen,
denn meine Lippen waren heiß und trocken.

In den nächsten Tagen war ich stark beschäftigt, und
dachte kaum mehr an den vergangenen Abend. Aber als
ich etwa vier Tage später um die neunte Abendstunde
allein in dem Restaurant saß, in welchem ich zu Abend zu
essen pflegte, tauchten ganz unvermittelt die scharfen Blicke
des Klavierspielers aus dem Ringel-Tangel vor mir auf.
Ich sah seine verachtenden Augen wieder vor mir. Und
ganz leise begann der Aerger über seine damalige Ab-
weisung wieder an mir zu nagen. Dann ärgerte ich mich
darüber, daß ich an eine solche gleichgültige Sache über-

haupte dachte. Aber ich konnte mir dennoch nicht verhehlen, daß mein Unmuth seinen Grund in einem gewissen Interesse hatte, welches mir dieser Mann wider Willen abgelockt hatte. Und dies Interesse war mehr als Neugierde — jetzt fühlte ich es ganz deutlich. Ich sprang auf und ging hinaus. Ich wollte in mein kaltes Zimmer und den Abend tüchtig arbeiten.

Als ich mich am Kaffee Bauer durch das Menschengewühl drängte und eben in die Friedrichstraße einbiegen wollte, hörte ich neben mir wieder die laute, fröhliche Stimme meines Bekannten. Er faßte mich ohne weiteres unter den Arm und ging neben mir her. Jetzt hatte ich glücklich einen neuen Grund mich zu ärgern. Aber er war so unbefangenen, so zufrieden, so lebhaft, daß er mich doch in ein Gespräch hineinzog. Er stellte Frage auf Frage, und beantwortete sich dabei die meisten selbst.

Wir waren bei meiner Wohnung angelangt. Ich wollte mich verabschieden. Aber so leicht kam ich nicht los. Ich mußte zum mindesten noch einmal mit ihm die Friedrichstraße hinaufgehen; das weitere würde sich finden. Das „weitere“ war natürlich sein allabendlicher Aufenthaltsort, der für mich aber durchaus nichts Anziehendes besaß. Da kam mir plötzlich der über seinem Gespräch vergessene Gedanke wieder und ich fragte ihn nach der Person des Clavierspielers, indem ich ihm von meinem Zusammentreffen mit demselben erzählte, was ich für nöthig hielt.

Er wußte wirklich Auskunft. „Ich kann Dir ein Pendant zu Deinem Erlebnis liefern. Der gute Mann war früher nämlich Student in Kiel. Er hat Dir den Beweis gegeben, daß er den Ton von dazumal auch bei seinem jetzigen, edlen Beruf noch für angebracht hält. Also was ich Dir erzählen wollte: ein Freund von mir kommt eines Tages dahin, sieht ihn und erkennt ihn wieder. Nachher geht er auf ihn zu und fragt ihn ganz gemüthlich, ob er sich seiner nicht mehr erinnere? Da steht der andere auf, sieht meinen Freund kurz an, sagt kurz „Nein“ — läßt ihn stehen und geht weg. Wie findest Du das? Wir haben natürlich darüber gelacht, denn wir machen durchaus keinen Anspruch auf nähere Bekanntschaft mit dem heruntergekommenen Menschen.“

Er lachte und verbreitete sich des längeren über verbummelte Studenten.

— Nun ging ich doch mit ihm. Er setzte das auf Rechnung seiner Ueberredungskunst und ich ließ ihn gern bei seinem Glauben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Humor als Gesellschaftsretter.

E. Kl. Der Ausfall der Wahlen hat gewissen Leuten die Köpfe ganz verdreht, und es ist gar belustigend anzusehen, wie diese Leute jetzt einen Vorschlag nach dem andern an das Tageslicht fördern, um die verlorene Position in der Zukunft wieder zu erobern, oder doch wenigstens ihren jetzigen Stand zu behaupten.

Bekannt sind die mannichfachen Vorschläge zur Verkürzung des Wahlrechts, der beabsichtigte Mißbrauch der Schule zu Zwecken der Ordnungsparteien und andere realtationäre Wünsche, die noch der Erfüllung harren.

Aber die Noth macht erfindlich.

Mit der Beschneidung des Wahlrechts, der Unterjochung der Schule u. sind unsere Ordnungshelden nicht zufrieden, auch das Bürgerthum in höchst eigener Person soll sich aufraffen, die verhassten Sozialdemokraten aus der Welt zu schaffen.

Da die Polizei die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht rechtfertigte, soll die Literatur die sozialdemokratische Hydra zerschmettern. „Massenverbreitung guter Schriften“ ist jetzt die Lösung. Der so viel geschmähte Kolporteur wird jetzt als Rettungengel wieder aus dem Reichthum hervorgehoben, um die bedrohte Ordnung vor dem Untergang zu bewahren.

Die „Dresdener Nachrichten“, diese literarische Kloake der sächsischen Ordnungsparteien, haben jüngst diese Entdeckung gemacht.

Die Wahlerfolge der Sozialdemokratie seien zu einem guten Theile der aufopfernden, selbstlosen Thätigkeit der Kolporteur zu danken, die geduldig stundenlang in der Druckerei harren und bei Wind und Wetter ihr mühseliges Tagewerk verrichteten. Fast im Handumdrehen seien tausende und hunderttausende von Schriften auf den Markt geworfen und an den Mann gebracht.

Das sollen die Ordnungsparteien jetzt nachmachen. Der Kolporteur soll jetzt den Karren, den das Kartell durch seine schwachwolle Wirtschaft gründlich verfahren hat, wieder aus dem Dreck zerren.

Wir waren uns anfangs nicht recht im klaren, wie das edle Organ sich die Sache eigentlich denkt, jetzt aber sind wir eines besseren belehrt.

Das Blatt hat nämlich auch ein sogenanntes Witblatt, dem aber der bisher schon höchst armselige Wit durch den Wahlausfall jetzt vollständig ausgegangen zu sein scheint.

In diesem „Witblatt“ erörtert dessen Redakteur, Herr Dr. Franz Koppel-Elsfeld, allen Ernstes die wichtige Frage, wie man in Zukunft wieder „gute“ Wahlen zu Stande bringen könne.

Herr Koppel-Elsfeld, der durch seine saden Witze und seine armseligen Theaterstücke sich gern einen Platz in der Literatur erobern möchte, betont die Nothwendigkeit, „für eine spottbillige, sozusagen halb geschenkte volkserziehende Massensliteratur zu sorgen.“

Also politische Traktätchen!

Da aber die „spottbillige, sozusagen halbgeschenkte

Massensliteratur“ ein gutes Stück Geld kosten würde und dem Bürgerthum nicht gut zugemuthet werden kann, für seine politische Ueberzeugung materielle Opfer zu bringen, so würde es Herr Koppel-Elsfeld gern sehen, wenn der Staat gleich die ganze Sache in die Hand nähme.

Dadurch würde auch das finanzielle Risiko wegfallen.

Außerdem aber müßte der Staat auch die Schriftsteller, die sich in den Dienst dieser guten Sache stellen, „befolden“ oder am liebsten gleich fest anstellen.

Wie hübsch müßte das sein, wenn man auf seine Visitenkarte setzen könnte: „Dr. R. R., Schriftsteller, königlicher Hoflieferant“, oder „Witbl. Geh. Deutscher Reichs-Witbold!“

Aber sehen wir einmal zu, wie die Leute beschaffen sein müssen, die als zu solchem Amt befähigt erscheinen.

Nach Herrn Koppel-Elsfeld müssen es „erprobte Schriftsteller“ sein, namentlich „solche, die Humor besitzen und recht populär zu schreiben verstehen.“ Diesen Ausgewählten sollen „Fachleute ersten Ranges“ beigegeben und außerdem „alle möglichen Hilfsmittel“ zur Verfügung gestellt werden.

Welcher Art diese Fachleute sein sollen, darüber werden wir leider im Unklaren gelassen; vermuthlich Geistliche, Unteroffiziere u., da diese Herren ja meist sehr „volksverständlich“ zu sein pflegen.

Obwohl in diesen Flugchriften „alle das Gemüth und den Verstand des Staatsbürgers praktisch in Anspruch nehmenden Fragen“ erörtert werden sollen, will Herr Koppel-Elsfeld doch dem Humor den bevorzugten Platz eingeräumt wissen.

„Die guten Folgen würden bald überall zu Tage treten, namentlich bei den Wahlen“, meint der zukünftige Hofschreiber.

Jetzt wird „alles, was öffentliche Dinge betrifft, mit unsäglich viel pedantischem Ernst und blutwenig Humor betrieben.“

Der arme deutsche Spießbürger!

Es ist auch unverantwortlich, wenn man von ihm verlangt, daß er eine ernsthafte Sache ernsthaft behandeln soll — das würde ja Nachdenken erfordern. Das Nachdenken aber ist dem deutschen Spießbürger ein Grauel, denn es strengt den Kopf an und bringt noch nicht einmal etwas ein.

Das ist doch weit besser, wenn man an das Gemüth appellirt und durch ein paar sentimentale Phrasen dem Michel die rührendsten Krokodilstränen entlockt, oder wenn man ernsthafte Fragen, die Ansprüche an den Verstand stellen, humoristisch behandelt.

Herr Koppel-Elsfeld kultivirt diese Art der Volksaufklärung schon lange, allerdings mit sehr zweifelhaftem Erfolg.

Aber der Herr Doktor möchte nicht nur gern Staatsbeamter werden, er möchte sich auch gern einen Preis verdienen, am liebsten natürlich einen Orden.

Zu diesem Zwecke soll der Staat einen Preis aussetzen für „die beste volksühmliche, mit Humor gewürzte Flugchrift über: Die Kunst, sein Wahlrecht auszuüben.“

Denn nach Herrn Koppel-Elsfeld ist das Wählen — „wahrhaftig eine Kunst, in welcher es das noch unverbesserte deutsche Volk leider noch nicht zur Virtuosität gebracht hat.“ Das deutsche Volk soll im Gegentheil „erst noch ordentlich in die Schule genommen werden.“

Man sollte doch meinen, die Kartellbrüder hätten es 1887 schon zu ganz hübschen Leistungen gebracht!

Der „große Staatsmann“, der nach unserm Herrn Doktor bisher zum guten Theil für diese Schulung sorgte und der bisher von ihm wie ein Heiliger verehrt wurde, scheint jetzt um einige Prozent in der Achtung dieses Herrn gesunken zu sein, weil die Wahlen so ungünstig ausgefallen sind, darum möchte er dem Allgemalten gern „gute Volksschriftsteller“ zur Beisthilfe geben.

Ein „Humorist“ kann eben nur schwer begreifen, daß die Schule der Erfahrung und der nackten Thatsachen erziehlischer wirkt als die Schule eines „großen Staatsmannes“ und die Salbadereien „guter Volks(?) Schriftsteller.“ Wenn die Ansprüche an das Volk immer höher geschraubt werden, ohne daß eine ersichtliche Nothwendigkeit vorliegt, da geht selbst dem größten Optimisten endlich der Humor aus und er greift zum oppositionellen Stimmzettel, ohne erst den Drill eines politischen Hanswurstes — pardon: Humoristen abzuwarten.

Aber Herr Koppel-Elsfeld glaubt vorläufig noch an die unüberwindliche Kraft seines Humors, ja er ruft selbst die Karrikaturenzeichner zur Hilfe herbei, die „in der Bilderbogenmanier von Wilhelm Busch und Konjorten dem biedereren deutschen Spießbürger zu Gemüth führen sollen, wie er zu wählen hat — zum Besten von Kaiser, König und Vaterland!“

Gut gekrullt, Löwe!

Wahrscheinlich spukt dem Herrn noch das Flugblatt aus dem Leipziger Landreise vom Jahre 1887 im Kopfe, wo in Bänkelsängermanier dargestellt war, wie die Franzosen dem Bauern sein Haus anzünden, sein Vieh rauben und sein Weib und Kind schänden. Die Betrogenen von damals haben bei der hiesjährigen Wahl die Antwort doch wahrhaftig deutlich genug gegeben.

Warum will der Herr denn nicht auch die Bänkelsänger in den Dienst der „guten Sache“ stellen? Wer A sagt, muß auch B sagen.

Wir bezweifeln sehr, daß die Herren von der Ordnungspartei Kolporteur sind, die mit gleicher Opfertreue und mit gleichem Eifer die Nachwerke der Herren Koppel-Elsfeld und Konjorten vertreiben werden, wie dies bei der Sozialdemokratie der Fall ist.

Wohl ist es wahr — der Humor, der Wit, die Satire sind auch eine Macht im öffentlichen Leben, aber sie müssen im Dienste einer großen Sache stehen. Hanswursterien und Albernheiten, wie sie sich in den „Witblättern“ der Ordnungsparteien und ganz besonders im Organ des Herrn Koppel-Elsfeld breit machen, sind keine Machtfaktoren des öffentlichen Lebens.

Wenn das arbeitende Volk politischen Wit und Humor haben will, greift es nach seinen Arbeiter-Witblättern — da findet es, was es braucht, und wer wollte leugnen, daß auch diese Blätter ihren Theil zum Erfolg des Wahlkampfes und zur Aufklärung der Massen beigetragen haben?

Aber der Humor allein thut's wirklich nicht. Die Sache, die er vertritt, macht ihn erst wirksam. Und was hätten die Kartellhumoristen zu vertreten?

Unser Wahlrecht.

J. T. Die Angriffe auf unser Wahlrecht dauern fort. Nachdem die nationalliberalen „Hamburger Nachrichten“ in ihrer köstlichen Wuth über den Ausfall der Wahlen gegen das gleiche Wahlrecht opponirten, nachdem das freisinnige „Berliner Tageblatt“ in seinem ersten Schmerz über das bedeutende Wachsthum der Sozialdemokratie schrie, daß die numerische Größe allein doch nicht das Recht verleihen könne, Gesetze zu machen, meldete sich bald darauf das konservative „Berliner Fremdenblatt“ zum Wort mit einer ganzen Reihe von dichterischen Citaten, deren ausdrucksvollste folgende sind:

In den „Sprachen in Prosa“ „Ueber Naturwissenschaft IV“ sagt Goethe:

„Nichts ist widerwärtiger als die Majorität: denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accomodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrifft, ohne nur im Mindesten zu wissen, was sie will.“

Ebenda „Ueber Naturwissenschaft III“ finden wir Folgendes: „Die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaften, der Religion, alles zeigt, daß die Meinungen meistens sich verbreiten, immer aber diejenige den Vorrang gewinnt, welche fähiger, d. h. dem menschlichen Geiste in seinem gemeinen Zustande gemäß und bequem ist.“

Ja, derjenige, der sich in höherem Sinne ausgebildet, kann immer voraussetzen, daß er die Majorität gegen sich habe.“

Schiller läßt im ersten Aufzuge des „Demetrius“ den Sappheja sagen:

„Die Mehrheit? Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinu; Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen.“

Und dann weiter: „Man soll die Stimmen wägen, und nicht zählen; Der Staat muß untergeh'n, früh oder spät, Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.“

Was die Trägerin der Fremdenliste Berlins mit diesen Citaten beweisen will, dürfte wohl klar sein. Wenn das Blatt es auch nicht offen ausspricht, sein Gedankengang ist wahrscheinlich folgender. Nach Schiller ist „Verstand stets bei Wenigen nur gewesen“, der Staat soll doch wohl mit Verstand geleitet werden, das allgemeine Stimmrecht aber legt die Macht in die Hände der Mehrheit, also Abschaffung dieses Wahlrechts und Einführung eines anderen — ja, welches tritt an seine Stelle?

Es ist immer ein mißliches Ding, politische Fragen durch Citate entscheiden zu wollen, umsomehr, als in diesem Falle sich wohl Goethe und Schiller in ihren Gräbern umdrehen würden, wenn sie diese Anwendung ihrer Sätze erfahren könnten. Der Citator, der wahrscheinlich gewichtige Autoritäten gegen die Ausbreitung der Volksherrschaft gefunden zu haben vermeint, bemerkt nämlich gar nicht, daß seine Citate den Sozialismus nicht vernichten, sondern ihn schützen. Vor zwanzig, dreißig Jahren waren eben die sozialistischen Ideen nur im Besitze weniger, wurden noch von einzelnen verteidigt, und die wirtschaftlichen Ideen der Bourgeoisie herrschten, ihnen gehörte die Mehrheit; der Verstand war nur bei den wenigen, die Macht war bei der Majorität, die im Jahre 1878 der Reichstag wählte, der die sozialistisch gesinnten Arbeiter in der empfindlichsten Weise durch das Sozialistengesetz vergeblich verteidigte. Jetzt aber, da der Sozialismus bei den großen Massen Eingang findet, weil seine Theorien auf unanschätzbare Wahrheit beruhen, jetzt sollen diese Wahrheiten gerade wegen ihrer Verbreitungsfähigkeit falsch sein. Und gerade durch Schiller sollte ein solches logisches Monstrum zu verteidigen sein?

Nein, die Meinung der beiden Dichter ist nur die, daß eine Theorie falsch, so wird sie nicht dadurch wahr, daß sie eine bedeutende Schaar Anhänger besitzt, ja sie wird nicht einmal dadurch wahr, daß sie durch Befängnisse und Bajonette unterstützt wird, durchaus nicht. Wohl aber beweist die Wahrheit einer Theorie zum großen Theile die Eigenschaft, trotz gewaltsamer Unterdrückung eine immer größere Zahl Anhänger zu werben. Und den Besitz dieser Eigenschaften haben die sozialistischen Ideen in höchstem Grade bewiesen.

Goethe sagt: Diejenige Meinung gewinnt den Vorrang, die sachlicher ist. Gewiß, nur deswegen konnte sie lange und von so vielen die wirtschaftliche Lüge geglaubt werden, daß der Arbeiter umsomehr verdient, je mehr er arbeitet, und deswegen wurde den Sozialisten die Verbreitung der Wahrheit so schwer, daß bei gleichen Produktionsbedingungen (Maschinen u.) gerade durch Verkürzung der Arbeitszeit sich der Lohn erhöht.

Dann aber hat bei der vorliegenden Frage, „welches ist die beste Verfahrungsweise diejenigen zu bestimmen, die die Gesetze zu berathen und zu beschließen haben?“ die Intelligenz der Gesetzgeber nur eine nebensächliche Bedeutung. Werden etwa dem Volke schädliche Gesetze aus mangelnder Einsicht geschaffen? Ist die Theorie, der Staatshausbau sei vorzugeweise durch indirekte Steuern aufzubringen,

etwa nur durch die Unkenntnis der Thatsachen entstanden, daß die indirekten Steuern die ärmeren Klassen bei weitem mehr belasten als die Besitzenden? Sind die Theorie des unbefchränkten Arbeitstages, die Gesetze über die freie Konkurrenz, die Mobilisierung des Grundbesitzes etwa nur die Folge der fehlenden Einsicht, daß diese Gesetzgebung die große Masse des Volkes bestlos, elend macht zu gunsten eines Theiles des Volkes, der Kapitalisten, oder ist die Gesetzgebung nicht vielmehr bestrebt gewesen, den Interessen der Bourgeoisie zu dienen? Also die Gesetzgebung ist durchaus nicht die Folge des Intellekts ihrer Urheber, auch zum geringen Theile ihrer moralischen Eigenschaften, sondern fast ausschließlich des Interesses ihrer Auftraggeber, der herrschenden Klassen.

Und da wir die Interessen des gesammten Volkes vertreten, das zum größten Theile aus bestlosen Arbeitern und Arbeiterinnen zusammengesetzt ist, wollen wir das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht, weil eine in dieser Form gewählte Volksvertretung uns die Gewähr giebt, das Wohl der arbeitenden Klassen zu berücksichtigen.

Und was schlagen uns hiergegen die Organe der herrschenden Klassen vor? Bis jetzt unterlassen es noch die drei Paladine der Bourgeoisie, das „Berliner Fremdenblatt“, die „Hamburger Nachrichten“ und das „Berliner Tageblatt“, auf diese Frage eine Antwort zu geben, daher wollen wir die einzelnen in Betracht kommenden Formen einer Betrachtung unterziehen in Rücksicht auf ihre intellektuellen Fähigkeiten.

Befürwortet das „Fremdenblatt“ die absolute Monarchie, von der der konservative Carlyle schon 1840 sagte¹⁾ (dessen Buch im Verlage des Fremdenblattes erschienen ist) die Verfahrungsweise, welche voraussetzt, daß der Aeltestegeborene einer gewissen Geschlechtsfolge der geistigste auf der geistigen Höhe der Thätigkeitsbewohner stehe? Ein Blick auf die Zustände Rußlands zeigt uns die kulturelle Stärke dieses Systems. Oder eine Form, die nur die Besitzer von großen Landgütern, den Adel befähigt, Gesetze zu schaffen von dem Jbsen sagt: „)

„Jene kleine, engbrüstige kurzathmige Schaar, die hinter uns zurückgeblieben ist.“

Ein Blick auf die Thätigkeit unseres preussischen Herrenhauses kann jeden Zweifelnden über die Größe der Intelligenz aufklären. Oder etwa eine Zensuswahl? Der Vergleich der Intelligenz der städtischen Vertretungen, der Landtage mit dem Reichstage illustriren trefflich die Behauptung, daß die durch „Bildung und Besitz“ hervorragenden Klassen eine intelligentere Vertretung wählen. Also, aus den seither gemachten, reichhaltigen Erfahrungen geht hervor, daß eine auf Grund des allgemeinen Stimmrechts gewählte Volksvertretung immerhin eine größere Intelligenz in sich birgt als alle anderen Formen.

Was aber beweist dieser Zusammenschluß der verschiedenen politischen Elemente in dieser Frage für uns? Zur Zeit, da es dem städtischen Unternehmertum an Arbeitern gebrach, bekämpfte es den Einfluß des Großgrundbesitzes auf die Gesetzgebung. Jetzt besitzt es genügende Arbeitskräfte, ja sogar eine genügende Reservearmee. Es ist aber gleichzeitig in die Lage gestellt, sich zu vertheidigen gegen das andrängende Proletariat, und mobiles wie immobiles Kapital schließen nunmehr ein Kartell, geben jedes politische Ideal, jedes Sonderinteresse auf, um ihren Besitzstand zu vertheidigen. Es hat sich gezeigt, daß zu diesem Kartell die extremen Konserwativen, die im Hammerstein, Buntkammer ebensowenig fähig sind wie die Anhänger Eugen Richters, sie werden ausgeschlossen, und nun beginnt der letzte Kampf der Ordnungspartei gegen die Sozialdemokratie.

Die gemeinsame Opposition gegen das bestehende Wahlrecht ist der Beginn des Kampfes. Wir geben uns keinen Illusionen hin, daß wir mit leichter Mühe das Ziel erringen werden, ob auch von gewichtiger Seite bedeutende Zugeständnisse gemacht worden sind; aber wie der Sozialismus unter großen Kämpfen geboren ist, erstarkt ist, so wird er nicht ablassen, für die Wahrheit seiner Ideen zu streiten und unter diesen leuchtenden Zeichen zu siegen.

Wie man die Welt verbessert.

P. E. Björnsterne Björnson ist einem Theil unserer Leser vielleicht schon bekannt; es ist der norwegische Dichter, Schriftsteller und Agitator, dessen Werke gleich denen des Henrik Ibsen von dem deutschen Spießbürgertum mit der gebührenden Bewunderung aufgenommen wurden. Björnson ist in seiner Heimath einer der Borkämpfer des radikalen Kleinbürgertums, und diese Stellung drückt sich auch in seinen sämtlichen Werken aus.

Sehr bezeichnend ist dafür seine neue Broschüre „Monogamie und Polygamie.“ Der tiefe Denker, der in seinem Drama „Der Handschuh“ das Problem der modernen bürgerlichen Ehe in so überraschender und geistreicher Weise gelöst hatte, erfreut uns hier mit der Darlegung des theoretischen Gedankengangs, den er dort praktisch darstellt.

Die Broschüre ist höchst bezeichnend für den Standpunkt, den das Spießbürgertum in der Ehefrage einnimmt; und deshalb verlohnt es sich wohl, den Inhalt näher zu betrachten.

Mit der naiven Unwissenschaftlichkeit, welche stets den spießbürgerlichen Denker auszeichnet, wird zunächst die ganze Frage aus dem Zusammenhang herausgerissen. Die Ehe wird nicht als Produkt gewisser sozialer Verhältnisse betrachtet, sondern als eine in der Luft hängende Erscheinung,

die mit nichts weiter zu thun hat. Jrgend woher wird eine „Linie“ abstrahirt. Historisch sieht man den Lauf dieser Linie deutlich: sie läuft zu auf die immer strengere Einhaltung der Ehe eines Mannes mit einer Frau. Die Frau, die in einem so langen Zeitraum zur Treue gegen Einen herangezogen worden, ist dadurch natürlich weiter gekommen, als der Mann, und wirkt auf diesen ein.“ — Also keine Idee davon, daß die monogamische Ehe der Ausdruck des ökonomischen Abhängigkeitsverhältnisses des Weibes vom Manne ist — es ist eben eine Linie mit einem historischen Lauf da.

Echt spießbürgerlich ist ferner die Unbefangenheit, mit welcher die Kleinbürgerlichen Verhältnisse als die allgemeinen betrachtet werden. Will man sich über die moderne Ehe unterrichten, so muß man doch ihre verschiedenen Gestaltungen auseinander halten, man muß die Ehe der Großbourgeoisie — des Kleinbürgertums — des Proletariats betrachten; aber der Spießbürger kann nun einmal nicht aus sich heraus, er kann sich nicht vorstellen, daß es noch andere Menschen giebt, als ihn und seinen Nachbar Hans und seinen Nachbar Kunz: „Frauen, die durch gutes Erbe geschätzt sind, durch ein gutes Heim, gute Erziehung, Religion, Aufklärung, Arbeit, Vermögen — durch eins oder das andere — können die im allgemeinen dahin gebracht werden, das Gewissen der Monogamie in ihrem Liebesverhältnis zu verläugnen.“ — „drei Frauen aus recht guten Häusern . . .“ „der junge Mann, der aus einem guten Heim kommt . . .“ und so fort.

Aber stellen wir uns auf den Standpunkt des guten Björnson. Denken wir nur an die geschlechtliche Frage in der Spießbürger-Klasse.

Die Verhältnisse sind folgende:

In dem Kampf, welchen der Kleinbürger führt, um so lange wie möglich seinem Schicksal zu entgehen, das ihn in das Proletariat hinabstößt, müssen alle Kräfte angepannt werden. Er muß übermäßig arbeiten für wenig Verdienst. Das äußert sich namentlich fatal für den jungen Mann; denn da die Frau ein Artikel ist, welcher Geld kostet, so kann ihn sich der junge Mann nicht anschaffen; er muß erst warten, bis er mehr verdient — wenn er hoch in den Zwanzig oder im Anfang der Dreißig steht. Daß er die Zeit bis zu seiner Heirat im Coelibat lebt, ist natürlich nicht zu erwarten; er hat „Verkehr mit Damen“, wie sich Björnson züchtig ausdrückt — das heißt, er befriedigt sein geschlechtliches Bedürfnis mit Prostituirten. Natürlich ist das nur ein schlechter Behelf; einen nur einmigenmaßen feinfühlernden Menschen wird es anekeln, auf der einen Seite durch Benutzung einer so namenlos gemeinen Einrichtung, wie die Prostitution ist, mit schuldig daran zu erscheinen, daß seine Mitmenschen in die tiefste Gerabwürdigung gezogen werden; auf der andern Seite sich selbst in den Schmutz und die Gemeinheit zu begeben; und einen Erbs für den geschlechtlichen Genuß mit einem Weibe, das man wirklich liebt, kann außerdem die Prostitution doch nie gewähren. Aber was will der arme Teufel machen? Es bleibt ihm nicht anderes übrig, als sich in die Institutionen der Gesellschaft zu schiden, in der er lebt.

Zimmerhin ist der Mann aus der Kleinbürgerlichen Klasse noch in weit besserer Lage, als das Weib. Da vom Weibe Keuschheit verlangt wird, so ist es ihm außer der Ehe fast unmöglich, das geschlechtliche Bedürfnis zu befriedigen; und da infolge des späten Heirathens der Männer sehr viele Mädchen nicht oder auch nur spät heirathen, so stellt sich als Folge der erzwungenen Keuschheit die Hysterie ein mit allen ihren Folgen, die man in Ehecheidungsprozessen am besten studieren kann.

Man sieht, die Frage der Ehe und der Prostitution — oder, um mit dem moralischen Björnson zu sprechen, der Monogamie und Polygamie — läßt sich gar nicht von der Betrachtung der sozialen Verhältnisse lösen; denn das ganze Problem hat seinen Grund in den sozialen Verhältnissen.

Wie wird es nun der spießbürgerliche Schlauberger anfangen, die Frage zu lösen?

Als Sohn eines Geistlichen, der seine Abstammung trotz aller radikalen Allüren doch niemals hat verleugnen können, ist Björnson gleich mit einer Antwort bei der Hand: Enthaltensamkeit.

Ja, es ist ja richtig, meint er, daß sich die Leute spät verheirathen können; aber sie sollen eben so lange enthaltsam sein, dann leiden sie keinen Schaden, weder sittlich, noch körperlich, indem sie syphilitisch infizirt werden — der Pastorjohn spricht immer nur von der „schrecklichen Krankheit.“

Natürlich wird das Rezept da hinaus kommen. Dieses Spießbürgervolk, das noch nicht einmal so viel moralischen Muth hat, um die Dinge mit ihrem richtigen Namen zu nennen — mit der Moral ist es gleich bei der Hand, mit der Moral wird alles verkleistert.

Natürlich bringt Björnson auch Gründe vor. Er hat nämlich herausgefunden, daß der Mensch von Natur gar nicht das Bedürfnis nach Befriedigung des Geschlechtstriebes hat, bevor er nicht ausgewachsen ist, also bei Männern nicht vor dem 25., bei Weibern nicht vor dem 21. Jahre. „Und während die niedrigstehenden Völker, nach Darwin, eine Anzahl von Kindern haben, halten die höher stehenden Maf. Der Trieb zu frühzeitigem Verkehr muß also auf Gewöhnung bastren, und nicht auf eine Forderung der Natur.“

Wenn man die Sache vernünftig betrachtet, so wird man einfach finden, daß der Geschlechtstrieb befriedigt werden muß, so bald die geschlechtliche Reife da ist; findet die Befriedigung nicht statt, so werden die armen Jungen von Pollutionen geplagt; und es giebt mehr als einen, der infolge seiner übertriebenen Keuschheit durch anhaltende

Pollutionen der Schwindsucht zum Opfer gefallen ist. — Daß höher entwickelte Völker weniger Kinder haben, als niedriger stehende, hängt durchaus nicht mit geringerer Befriedigung des Geschlechtstriebes zusammen, wie der naive Björnson glaubt, sondern das rührt daher, daß der Kulturmenschen nicht so viele Kinder ernähren kann wegen der sozialen Verhältnisse, und deshalb den Akt durch allerlei Mittel unfruchtbar macht.

Aber nichts desto weniger — die Enthaltensamkeit wird gepredigt, die Enthaltensamkeit wird euch schon selig machen! Aber wie werden die Leute enthaltsam?

Die Enthaltensamkeit muß ihnen gepredigt werden; man muß die Kinder schon von Anfang an darauf erziehen. Ja, die Erziehung wird es bringen! Die Mutter ist die beste Erzieherin der Kinder, sie muß anfangen; dann muß in der Schule fortgeführt werden, bis man schließlich den moralischen Musterjüngling erzogen hat, der bis in sein fünfundschwanzigstes Jahr mit eherner Konsequenz und schüchternem Augenniederzuschlagen jede Versuchung des Fleisches von sich abweist, um dann zuletzt eine züchtige Gattin an seinen häuslichen Herd zu führen. Ja, die Schule muß von ethischen Talenten frei nach ihrem eigenen Willen eingerichtet werden — und dahin kommt es, früher oder später! . . . „Die Schulen müssen gemeinsame Schulen werden, wo die beiden Geschlechter von Kindheit an lernen, wie Kameraden mit einander zu verkehren. . .“

Bei uns auf den Dörfern sind die Schulen oft derart eingerichtet; aber das hat durchaus keinen „kameradschaftlichen“ Verkehr der Kinder zur Folge, sondern einen ganz anderen. Aber es bekommt ihnen ganz gut, und sie finden darin auch gar nichts Unnatürliches.

Aber charakteristisch, sehr charakteristisch für den Bürger ist die Idee: durch die Erziehung eine derartige Veränderung zu schaffen. Bildung und Erziehung sind ja überhaupt die Universalheilmittel der bürgerlichen Apotheke gegen sämtliche soziale Schäden und Krankheiten.

Als besonders fortgeschrittener und „aufgeklärter“ Bürger zeigt sich Björnson in der Art, wie er sich die Erziehung vorstellt. Bekanntlich ist die moderne allgemeine Erklärung, aus welcher das Bürgertum wissenschaftlich alles ableitet, die Theorie von der Vererbung. Genie und Jrsinn, Verbrechen und Prostitution, Saufen und Fressen — alles ist vererbt, heileibe nicht durch die sozialen Zustände verursacht, sondern durch die Vererbung. Was für das „finstere Mittelalter“ der göttliche Rathschluss, das ist für das aufgeklärte neunzehnte Jahrhundert die Vererbung, das große, unbekannte X, welches alles erklärt.

So wird denn die Vererbung auch hier bei den Saaren herbeigezogen. Es sind nämlich gute und schlechte Triebe auf den Menschen vererbt; und der Zweck der Erziehung muß es nun sein, diese schlechten Triebe zu vernichten und die guten zu stärken, in diesem Fall also, die gesellschaftlichen Triebe bis zum 25. Jahre zu vernichten. Ist das erst durch mehrere Generationen durchgeführt, so wird man dann schon eine Generation erzielen, auf welche die Kraft der fünfundschwanzigjährigen Keuschheit schon vererbt ist. —

Es wäre zwecklos, diese spießbürgerlichen Utopistereien noch weiter zu verfolgen, das Vorstehende möge genügen als Probe davon, wie das Spießbürgertum die großen Fragen der Gegenwart zu lösen denkt. Daß eine Klasse, die zu nichts weiter kommt, als zu derartigen Phantasten, die geistige Führung der Gesellschaft nicht mehr besorgen kann, das ist klar; und wir sehen ja auch thatsächlich, wie das Proletariat im geistigen Leben immer mehr die Stelle einnimmt, welche früher die Bourgeoisie inne gehabt hat.

Interessant ist auch noch eine Notiz aus der Broschüre: „Einige haben behauptet, daß das Jdyll in Stille geht, sobald die Kinder kommen; der eine Theil der betreffenden kann nicht weiter zu dem Erwerb beitragen. Aber auch das wird sich anders ordnen, wenn es allgemein wird, daß zwei junge Menschen, die sich bei erreichtem völlig reifem Alter ernähren können, die Ehe mit einander eingehen. Die Kindergärten sind der Anfang dazu.“

Die Verhältnisse sind doch immer logischer, wie die Menschen. Mitten zwischen die verschrobensten Theorien platzt mit einem Male diese Bemerkung, erzeugt offenbar durch einfache unbewusste Beobachtung der Verhältnisse: die Ehegatten müssen sozial gleich sein und die Erziehung der Kinder ist Aufgabe der Gesellschaft. Wir wollen den guten Björnson nicht denunciren als „Förderer der Familie“ — aber das ist ja dasselbe, was die Sozialdemokratie sagt! Freilich, daß wir es nicht als eine kategorische Forderung hinstellen, sondern daß wir nur nachweisen, die Dinge werden sich thatsächlich so entwickeln. Aber sonst ist das ganz dasselbe, was wir über die Sache denken.

Unsere Lösung ist eben so einfach, daß sie sich selbst unsern Gegner ohne seinen Willen aufdrängen muß; denn sie wird einfach gewonnen durch die Einsicht in die wirklichen Verhältnisse.

Arbeitsgesetzgebung.

Auf den fiskalischen Gruben des Saarreviers hat die Bergwerksverwaltung Arbeitervertretungen eingeführt. Angeblich sollen die Vergleute in „freier“ Wahl ihre eigenen Vertrauensmänner in diese Vertretungen schicken, damit die Bergverwaltung sofort und offen von allen Beschwerden unterrichtet werde.

Die Vergleute in den fiskalischen Gruben sind in kleinere Abtheilungen getheilt, deren jede unter einem Steiger steht. Jede dieser einzelnen Abtheilungen sollte vor einigen Tagen einen Vertrauensmann wählen. Die Leute wählten naturgemäß diejenigen, welche sich bereits

¹⁾ Helten, Heltenverehrung und das Helenthümliche in der Geschichte. Berlin 1863. S. 8.
²⁾ Volksfeind. Nr. IV. S. 7.

im bergmännischen Reichsschutzbund als muthige Vertreter ihrer Interessen bewährt hatten. Aber was stellte sich heraus? Die staatliche Verwaltung hatte dies vorausgesehen. Sie hatte vor den Wahlen auf jeder Grube alle Arbeiter, die in der Bewegung hervorgetreten waren, möglichst einer einzigen Steigerabtheilung zugetheilt, offenbar, damit nur einer dieser Leute in die künftige Arbeitervertretung gelange, die übrigen Abtheilungen aber gezwungen seien, zur öffentlichen Wahrung ihrer Interessen weniger geeignete Persönlichkeiten zu wählen. Die Bergleute glaubten in ihrer heiligen Einfachheit, sie brauchten sich daran nicht zu kehren, und wählten doch ihre Vertrauensmänner vom Reichsschutzbund her. Die Folge ist, daß bereits mehrere Wahlen für ungültig erklärt wurden.

Sind das nun — fragt die „Demokr. Corr.“ — wirklich „Muster“-Einrichtungen für staatliche Betriebe, die der Privatindustrie als Beispiel dienen können? Die Antwort auf diese Frage dürfte nicht schwer fallen und sie dürfte die alte Lehre auf's neue bestätigen, daß eine Sozialreform „von oben“, eine Sozialreform, die nicht zuerst vom Volke und aus dem Volke kommt, ein Umding ist.

Politisches, Gewerkschaftliches.

Die Arbeiter dürfen nicht boykottieren. In Chemnitz wurden der Redakteur Süss und der Drucker Ludwig zu vier Wochen Gefängnis verurtheilt, weil in ihrem Blatte, der „Presse“ öfter das Inserat stand: „Die Wirthe K. H. B. geben ihre Säle zu Versammlungen nicht her.“ — In Leipzig wurde der Tischler Paul aus Schönefeld zu 8 Tagen Haft verurtheilt, weil er in einer Versammlung äußerte: „Gehe ich die Versammlung schließe, kann ich nicht unterlassen, Sie noch aufzufordern, diejenigen Wirthe zu unterstützen, die uns ihre Lokale zur Verfügung stellen.“ Das Urtheil des Gerichtshofs führte begründend an, daß schon in den vom Angeklagten abgegebenen Worten eine Aufforderung zum Nichtbesuche enthalten sei. Eine solche Berufserklärung sei aber geeignet, eine Befähigung und Beugung bei den Betroffenen hervorzurufen, hier also bei den Wirthen, die ihre Säle zu sozialdemokratischen Versammlungen nicht vergaben. Das Urtheil gründet sich auch in diesem Falle auf § 260, 11 des Strafgesetzbuches, welcher bekanntlich vom groben Unfug handelt.

Den Ordnungsheldern ist der Boykott natürlich gestattet. In der Heilzener „Freiszeitung“ ist zu lesen:

1. Wir verpflichten uns, denjenigen Personen, welche sozialdemokratische Ziele verfolgen, keine Arbeit zu geben, seien es nun Schuster, Schneider, Tagelöhner oder was sonst für Personen;
2. wir arbeiten ihnen nichts mit unseren Gespannen, sie mögen uns zahlen dafür, was sie wollen;
3. wenn irgend möglich, geben wir ihnen keine Wohnung, Land und keine Viehen in Pacht;
4. bei allen öffentlichen Arbeiten und Unternehmungen verhindern wir, wenn möglich, ihre Theilnahme.

Chemnitz, 17. März. Die Arbeiterschaft des hiesigen Industriegebietes ist in letzter Zeit wiederholt für ausgebreiteten Arbeiterstreik eingetreten. Bemerkenswert ist in dieser Beziehung namentlich eine dieser Tage stattgehabte große Volksversammlung, die beschloß, von der sozialdemokratischen Fraktion des Reichstages ein energisches Vorgehen bei Erörterung der Arbeiterschutzfragen, vor allem aber in bezug auf Einführung eines Maximal-Arbeitstages zu verlangen.

Mannheim. Der Medizinal-Verein (Verein zur Beschaffung ärztl. Hilfe und Arzneien) versendet seinen Geschäftsbericht pro 1889, dem wir folgendes entnehmen. Die Mitgliederzahl stieg seit 1888 um 2,422 und beträgt die Zahl der Mitglieder nun 11,527. Dieselben leisteten an Beiträgen u. s. w. Mark 34 169,14. Die Leistungen des Verbandes sind ganz wesentliche, so wurden an Aerzte-Honorar 13 875, außerdem für Operationen in 67 Fällen Mark 837,45 geleistet. Es wurden 15 766 Rezepte verordnet, welche wieder 20 059 Ordinationen umfaßten und die Summe von 14 443,30 erforderten. Der Verband gewährt warme Bäder zu 40 und 85 Pfg., von diesen wurden im Berichtsjahre 1 560 entnommen. Die Finanzverhältnisse des Verbandes sind verhältnismäßig gute zu nennen. Der Vermögensstand beträgt am 1. Januar 1890 Mark 5 516,39 gegen 2 899,48 im Vorjahre. Für den Verband konsultiren 40 Aerzte, welche mit bewundernswürdiger Hingebung den Verband nach jeder Seite thätig unterstützen, jede der 8 Apotheken kann zur Entnahme von Medicamenten benutzt werden. Zu bemerken ist noch, daß dieses Institut von Arbeitern 1884 gegründet wurde und von diesen geleitet wird. Die Ausgaben für Verwaltung betragen Mark 2 050. Für die minderbesitzende Klasse ist dieses Institut ein unentbehrlicher Faktor geworden. Möge dasselbe noch weiter vorangehen.

Halle a. S. Die am 10. März im Restaurant zum „Kühlen Brunnen“ tagende öffentliche Versammlung der Formner von Halle und Umgegend beschloß einstimmig, den 1. Mai 1890 als internationalen Feiertag zu betrachten.

Streik. Aus Rüdersdorf wird gemeldet, daß in der Zementfabrik von Gutmann und Geisler, Rüdersdorf, ein Streik ausgebrochen ist. Es feiern ca. 400 Mann. Forderung zehnstündige Arbeitszeit, bis jetzt war die Arbeitszeit eine elfstündige. — **Stettin.** Auf allen Werften hier haben die Schiffszimmerleute die Arbeit eingestellt. — **Barmen, 18. d. M.** Die auf heute angekündigten Versammlungen der streikenden Riemen- und Schneidergesellen sind auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes verboten worden. — Die Schneidergesellen in Hannover haben die Arbeit namentlich niedergelegt. Auf beiden Seiten wird auf dem eingenommenen Standpunkt verbart. — In der Berlin-Neuendorfer Aktien-Spinnerei zu Neuendorf bei Potsdam ist am Montag Mittag ein umfangreicher Streik ausgebrochen. Dem Spinner H. Bathe war gekündigt worden, weil er am Tage der Stich-Wahl ohne Erlaubnis die Arbeit veräußert hatte, um sozialdemokratische Stimmzettel auszugeben.

Die Rixdorfer Schmiede beginnen sich zu organisiren. Am 13. März faßten sie in gut besuchter öffentlicher Versammlung folgenden Beschluß: Die in heutiger Versammlung erschienenen Schmiede erklären, Mann für Mann der Vereinigung der Schmiede Deutschlands beizutreten und eine eigene Mitgliedschaft zu gründen.

An die Schuhmacher Deutschlands! Seit vier Wochen stehen die Arbeiter in den Berliner Schuhfabriken in einer Lohnbewegung. Sie fordern zehnstündige Arbeitszeit von 5—15 Pfg. Wir ersuchen strengstens den Zugang fernzuhalten. Weitere Mittheilungen im Schuhmacher-Pachtblatt. Alle Sendungen und Anfragen sind zu richten an Albin Reichelt, Berlin, Pegauerstraße.

Die Vereinigung der Drechsler Deutschlands (Ortsverwaltung Berlin III) hält am Sonntag Vormittag 11 Uhr, Andreasstraße 26 bei Holzmann eine Versammlung (Vorstandswahl) ab.

Achtung! Möbelpolirer! Freitag Abend von 8—10 Uhr Ausgabe der Lohnkarte in den bekannten Zahlstellen. Sonntag Vormittag 10 Uhr große öffentliche Versammlung im Königsstadt-Kasino, Holzmarktstr. 72.

Große Versammlung des allgemeinen Arbeiterinnen-Vereins sämmtlicher Berufsweige Berlins und der Umgegend. Dienstag, 25. März, Abends 8 1/2 Uhr im Konzertpark Orchest, Frankfurter Allee 72/73. Vortrag des Herrn Th. Glöck. Damen und Herren als Gäste haben Zutritt.

Gauverein Berliner Bildhauer. Dienstag, den 25. d. Mts., Abends 8 1/2 Uhr bei Feuerstein, Alte Jakobstr. 75, Vortrag des Hofschaupielers Herrn Gerber: „Alte Franzosen.“

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (E. H. 20, Hamburg, Filiale Berlin V). Sonnabend, den 22. d. M., Abends 9 Uhr bei Jentzer: Versammlung.

Literarisches.

Volksbibliothek des menschlichen Wissens. Herausgeber und Verleger Bruno Geiser-Breslau, Lügowstraße 16. Auch zu beziehen durch A. Schnabel in Dresden (Zwingerstraße 8). Erscheint in Wochenheften zu 10 Pfennig. — Die Heften zur Ausgabe gelangten Seite 117 und 118 enthalten: Geschichte der beschylofen Klassen, bearbeitet von Bruno Geiser (Fortsetzung). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Kolporteure.

Nichts gegen den Kaiser. Zur sozialen Bewegung. Von Martin Hildebrandt. Berlin, Wollf Heim. 36. S. — Die Schrift kennzeichnet einige soziale Mißstände, oft in scharfen Worten, ohne aber gerade das Wesen der Frage zu erfassen. Die vorgeschlagenen Heilmittel sind entsprechend falsch beurtheilt, der Verfasser begnügt sich mit der „Uebersetzung“ des vaterländischen Grund und Bodens in das Gemeineigentum. An was für Illusionen sonst der Verfasser leidet, ergibt der Titel.

Dr. Anton Menger: Das bürgerliche Recht und die beschylofen Volksklassen. Eine Kritik des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich. (Sonderausgabe aus dem „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik.“) 156 S. So. Tübingen 1890. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. Preis Mark 2,00.

Die Frage des internationalen Arbeiterschutzes. Nebst einer Kritik der Ansicht Gustav Cohns. Von Dr. Georg Adler. Dozent der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der Universität Freiberg i. B. 7 1/2 Bogen gr. 8°. Preis broch. M. 1,50. München und Leipzig, G. Hirth. (Separatdruck aus den Annalen des deutschen Reichs 1888). — Wir haben die Schrift bereits als das Ausführlichste und Beste empfohlen, was aus bürgerlichem Lager für den internationalen Arbeiterschutz erschienen ist. Zur Kennzeichnung unseres Standpunktes verweisen wir auf das nächste Heft der Berliner Arbeiter-Bibliothek, I. Serie.

L'Idée Nouvelle. Revue sociale et Littéraire. Paris, Rue du Croissant 8. Paraît tous les 5 de chaque mois. Principaux Collaborateurs: Jules Guesde, Ed. Vaillant, Thivrier, Franconis députés, Paul Lafargue, Aug. Chirag, Albert Goullé, G. Robelet, G. Pionart, Ropartz, J. Dormoy, Eug. Fournière, J. Coulet, Pédron, Léon Cladel, Ed. Drumont, Larmane, Boulard, etc., etc. Prix du Numéro: Paris 30 c., Départements 35 c. Abonnements. — France: 1 an, 5 fr.; 6 mois, 2 fr. 50; 3 mois 1 fr. 25. Etranger: 1 an, 6 fr.; 6 mois, 3 fr.

Briefkasten.

Die Uebersicht aller Reichstagswahlkreise u. ihrer Abgeordneten können wir erst der nächsten Nummer als Beilage beifügen.

Die Kreuzbandabonnenten machen uns eine ganz andere Arbeit wie die Postabonnenten: die Listenführung ist bei dem häufigen Wohnungswechsel unserer Leser ziemlich unständlich, und das Adressenschreiben und Verpacken nimmt Woche für Woche eine Menge Zeit in Anspruch. Sie können ungefähr schätzen, was das z. B. bei 500 Kreuzbändern ausmacht; bei 500 Postzeitungen haben wir nichts weiter zu thun, als jede Woche 500 Exemplare abzuzählen. Die ganze Listenführung, die Vertheilung nach den einzelnen Städten und dort wieder an die einzelnen Abonnenten übernimmt vollständig die Post. Wir wissen hier gar nicht einmal, wieviel Exemplare nach Königsberg, nach Freiburg oder sonstwohin gehen, geschweige denn, wer unser Blatt dort am Schalter abholt oder sich ins Haus bringen läßt. Danach können Sie die enorme Arbeitersparung für uns ermessen, wenn überall an Stelle des Kreuzbandbezuges das Postabonnement tritt, und da wir auf eine Entlastung der Expedition halten müssen, so werden wir vom 1. April ab alle Kreuzbandlieferungen einstellen, wo sie nicht aus besonderen Gründen ausdrücklich gewünscht werden.

Feier. Trade Union, sprich: tredd junium = Gewerkschaft. — Unskilled, sprich: unskilled = ungelernnt. — Obligatorisch = erzwingen, notwendig im Gegensatz zu sukultatio = freiwillig. — Erlaß = nach außen sich abschließend, auf einen abgeschlossenen Kreis beschränkt. — Dezennium = Jahrzehnt.

Zentral-Frankenkasse d. Töpfer.

Sonntag, den 23. März, vorm. 11 Uhr im Königsstadt-Kasino, Holzmarktstr. 72.

Mitglieder-Versammlung.

- Tagesordnung:
1. Die dritte ordentliche Generalversammlung im April d. J. in Halle a. S. und etwaige an dieselbe zu stellende Anträge.
 2. Wahl der Abgeordneten zur Generalversammlung gemäß § 18 des Statutens.
 3. Verschiedene Kassenangelegenheiten.
- Das Erscheinen jedes Mitgliedes ist Pflicht, da die am 18. d. M. einberufene Versammlung wegen zu schwacher Theilnehmung vertagt werden mußte. Von 705 Mitglieder erschienen 41.
- Carl Habang, Kesselftr. 20.

Verein der Sattler u. Fadhgen.

Dienstag, den 25. März, abends 8 1/2 Uhr, in Delgüllers Salon, Alte Jakobstr. 48a

Gr. Versammlung.

- Tages-Ordnung:
1. Vortrag über „Kapital und Arbeit“, Referent: Max Baginsky. — 2. Diskussion. — 3. Verschiedenes.
- Der Vorstand.

Verband deutscher Zimmerer.

(Lokalverband Berlin.) Sonntag, den 23. März, vormittags 10 1/2 Uhr, in Rennefahrts Salon, Dammstr. 13

Versammlung

- Tagesordnung:
1. Vortrag. — 2. Verschiedenes u. Fragekasten. Gäste haben Zutritt. Um zahlreiches Erscheinen bittet der Vorstand.

Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

Sonntag, den 23. März cr., Abends 7 Uhr im Lokale Dammstraße 180 (Tunnel)

Vortrag

des Herrn Kranz über „Elementar- und Experimental-Chemie.“ Gäste, Damen und Herren willkommen.

Der Vorstand.

Mühlhausen in Thüringen.

Abonnements auf die „Berliner Volks-Tribüne“, „Berliner Arbeiterbibliothek“ nimmt entgegen

C. Auergerling, Bildhauer und Händler. Mühlhausen i. Thür. Wahlstraße 37.

Grosse

öffentl. Versammlung

der Filzschuharbeiter Berlins und der Umgegend.

Montag, den 24. März, abends 8 Uhr, in der Münzstr. Nr. 11, bei Jentzer.

- Tagesordnung: 1. Vortrag des Stadtverordneten Frey Jubel über: „Entscheidung, Nutzen und Werth der Streiks.“ — 2. Wahl einer Streik-Kommission. — 3. Verschiedenes. Der Arbeitsnachweis befindet sich Rosenstr. 30 an der neuen Friedrichstraße bei Kuhlmen.

Große öffentliche Versammlung

aller i. d. Gold- u. Silberwaarenbranche Berlins beschäft. Arb.

Donnerstag, den 27. März cr., Abends 8 1/2 Uhr, in Drischel's Salon, Sebastianstr. 39.

- Tagesordnung: 1. Vortrag des Buchdrucker A. Schmidt über: „Die Verkürzung der Arbeitszeit und der achtfünftägige Arbeitstag.“ — 2. Diskussion. — 3. Verschiedenes.
- Der Einberufer.

Soeben erschien: Heft 11

„Berliner Arbeiterbibliothek“ I. Serie: Die soziale Frage auf dem Lande.

1. Die Arbeiter und Kleinbesitzer in Preußen. Von Paul Kampfmeyer-Genf.
2. Der Annu des ländlichen Kleinbesitzes durch die landwirtschaftliche Großproduktion. Von 40 Seiten. Preis 20 Pf.

Zu beziehen durch die bekannten Kolporteure und die Expedition der „Berliner Volks-Tribüne.“ Berlin S.O., Dranienstraße 23. Wiedervorkäufer, sowie Arbeitervereine erhalten hohen Rabatt.

Empfehle den Genossen meine zum

Minimal-Lohn der Berliner Tabakarbeiter verfertigten Cigarren.

Wilh. Boerner,

Ritterstr. 108, d. 2. Haus v. d. Prinzenstr.

Eine Arbeiterzeitung

wird per 1. Juli oder August käuflich zu übernehmen gesucht. Offerten sub S. 100 an die Expedition des Blattes.

Eine Schlafstelle ist zu vermieten. Görligerstraße 70, 3 Et. bei Engelhardt.

Der Arbeitsnachweis

der

Clavierarbeiter

befindet sich jetzt Rammstr. 78, im Restaurant Winger. Die Adressenanfrage findet jeden Abend von 8—9 1/2 Uhr u. Sonntags Vormittags von 10—11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungskommission.

Der unentgeltliche

Central-Arbeits-Nachweis

der

Maler und Anstreicher Berlins

befindet sich

Dresdenerstr. 116 (Restaurant Wendl) und ist geöffnet Vormittags von 7—9 Uhr.

W. Gründel's Restaurant

(früher: H. Wendl.)

Dresdenerstraße 116.

Arbeitsnachweis und Verkehr der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher, Sattler und Gärtner.

Reichhaltiger Frühstück-, Mittag- und Abendisch.

Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.

2 Billards und Kegelbahnen. — Saal für Versammlungen.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager

von

O. Klein.

15. Ritterstraße 15.

Dieselbst Zahlstelle der Gärtler u. Bronceur (E. D. 60)

Albert Auerbach,

Berlin S., Rottbuser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder.

Reelle Bedienung. — Feste Preise

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes meine

Cigarren-Geschäft.

Carl Lehmann.

Brunnenstr. 83, dicht am Humboldtthaus